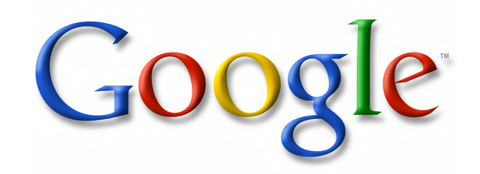
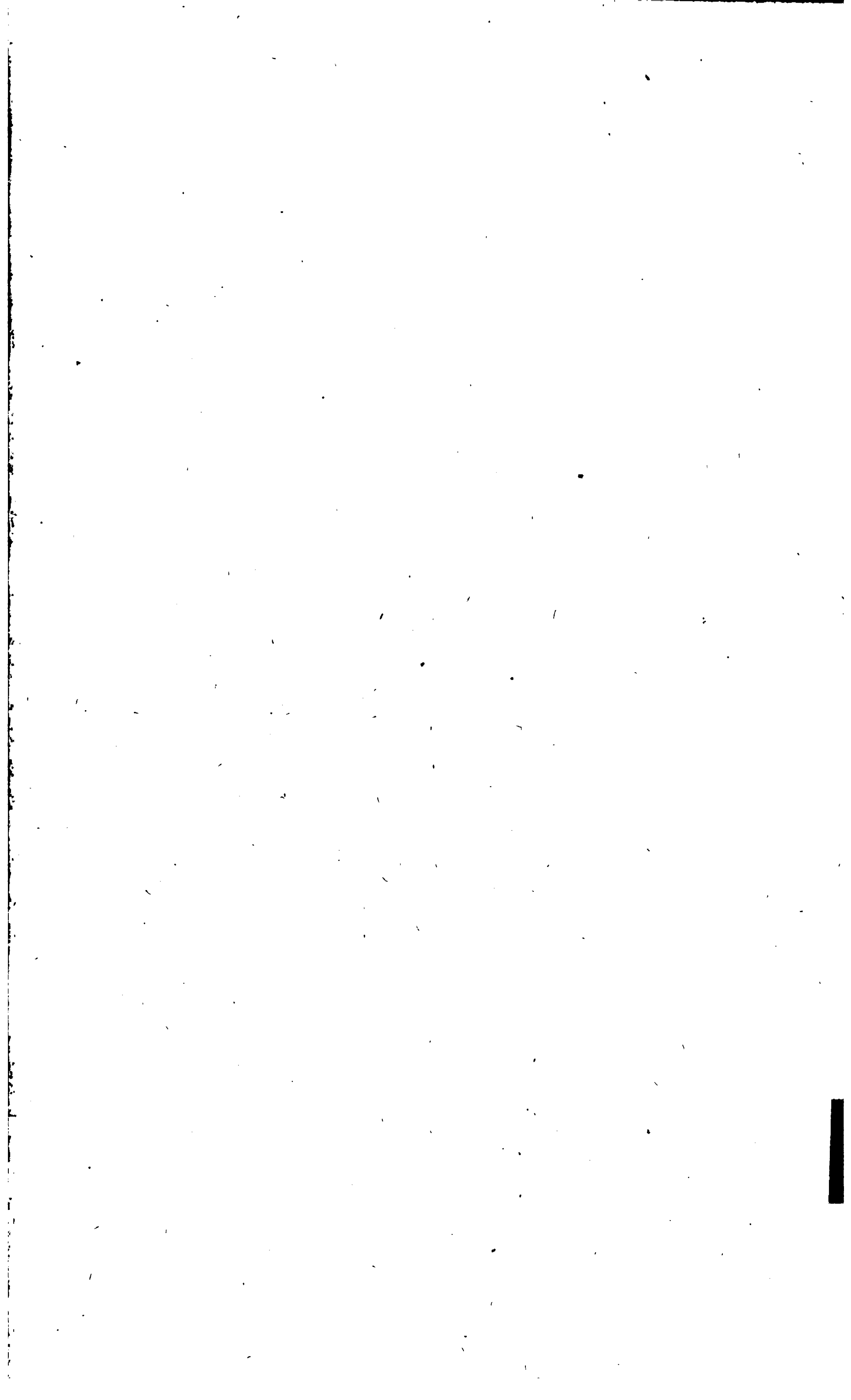
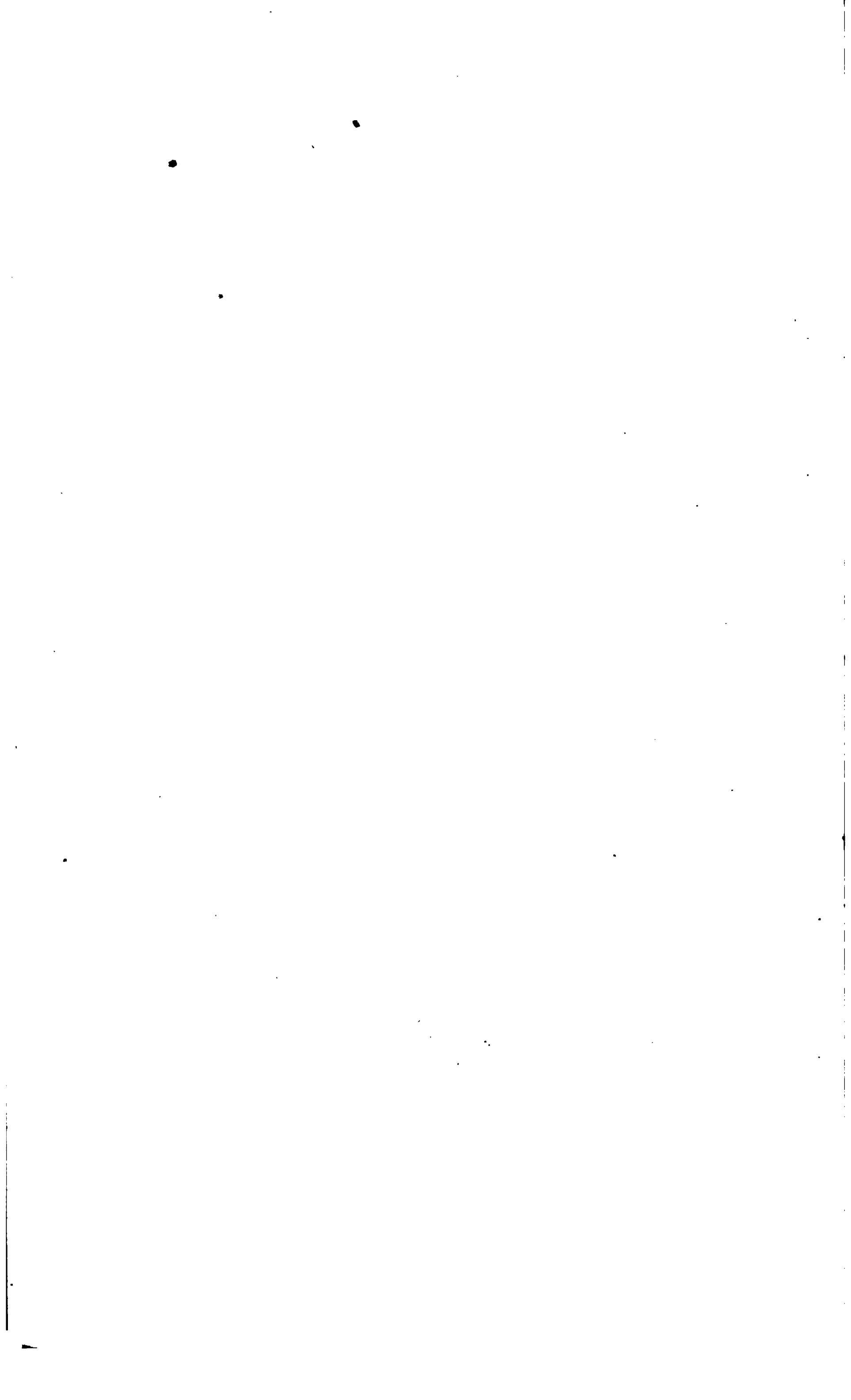
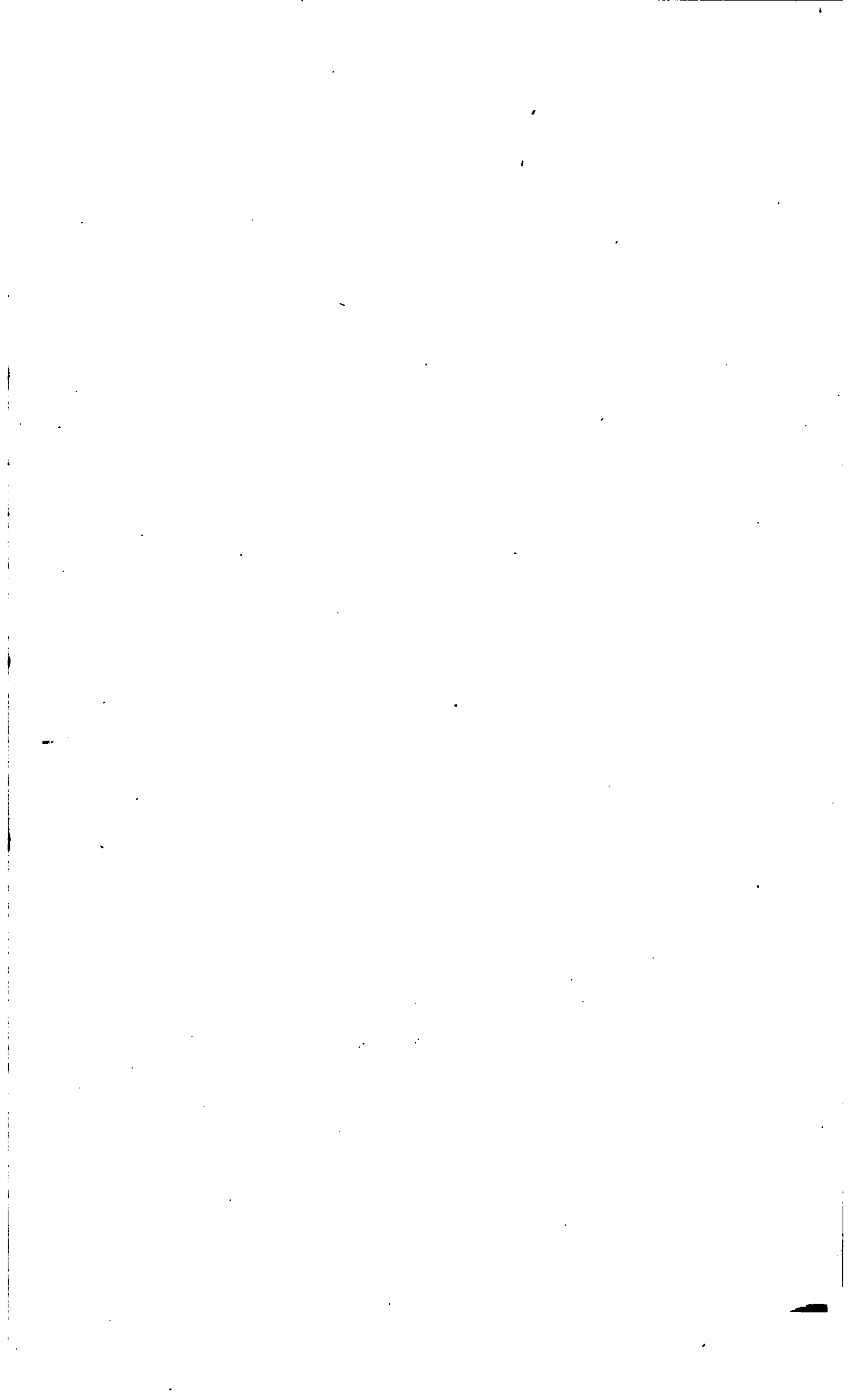


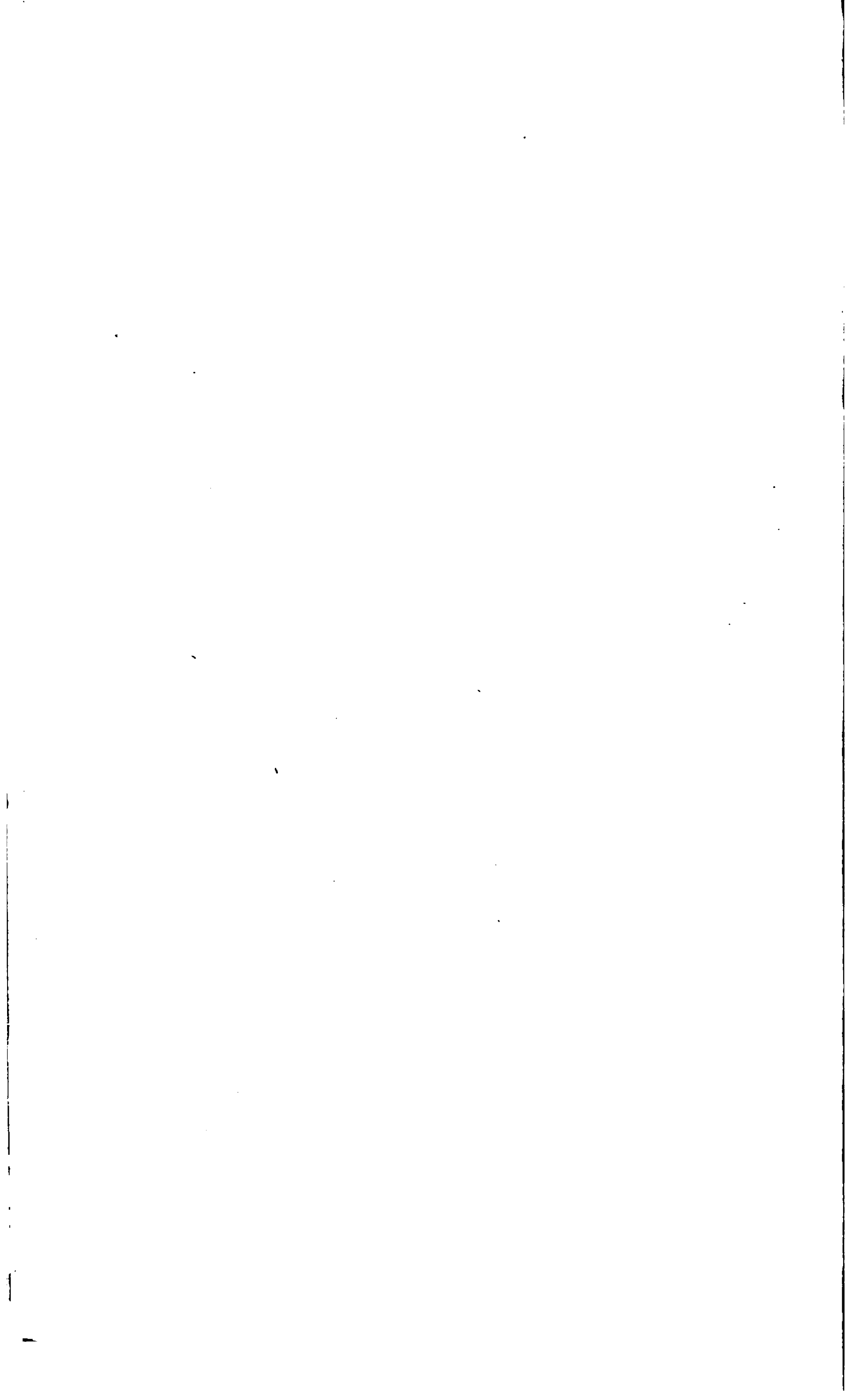

TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA











Sechs theologisch-politische

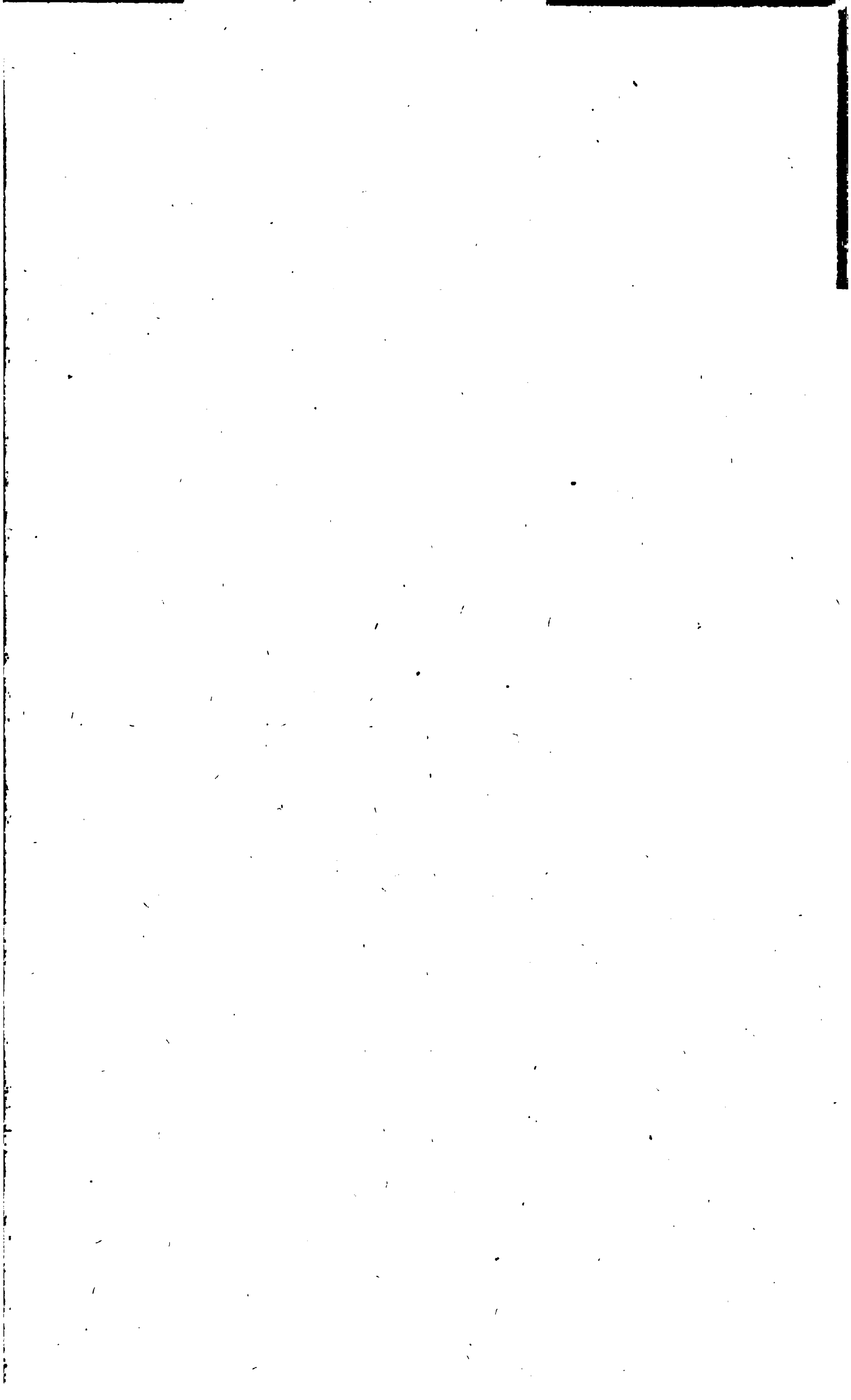
Volksreden

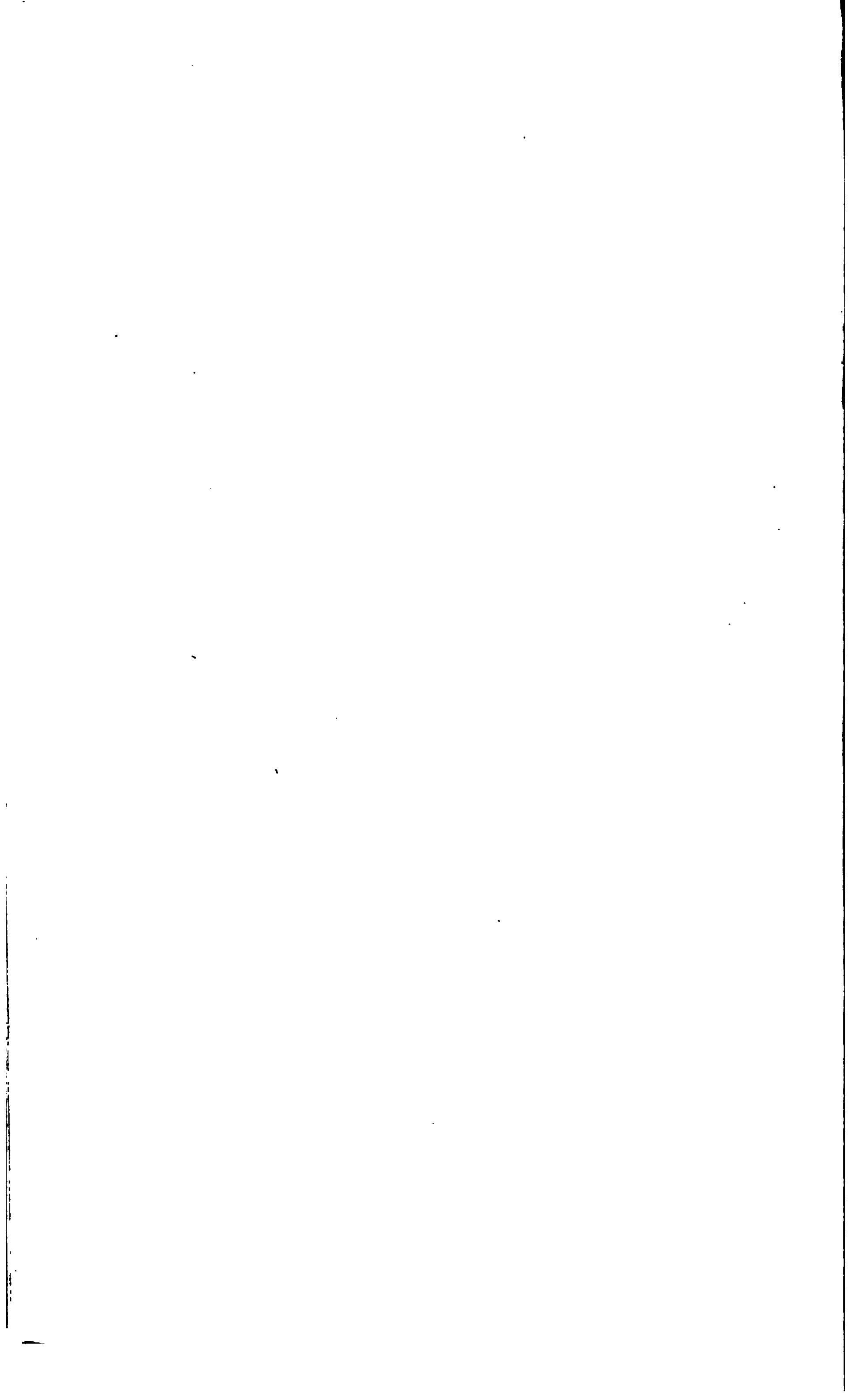
von

David Friedrich Strauss.


TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA





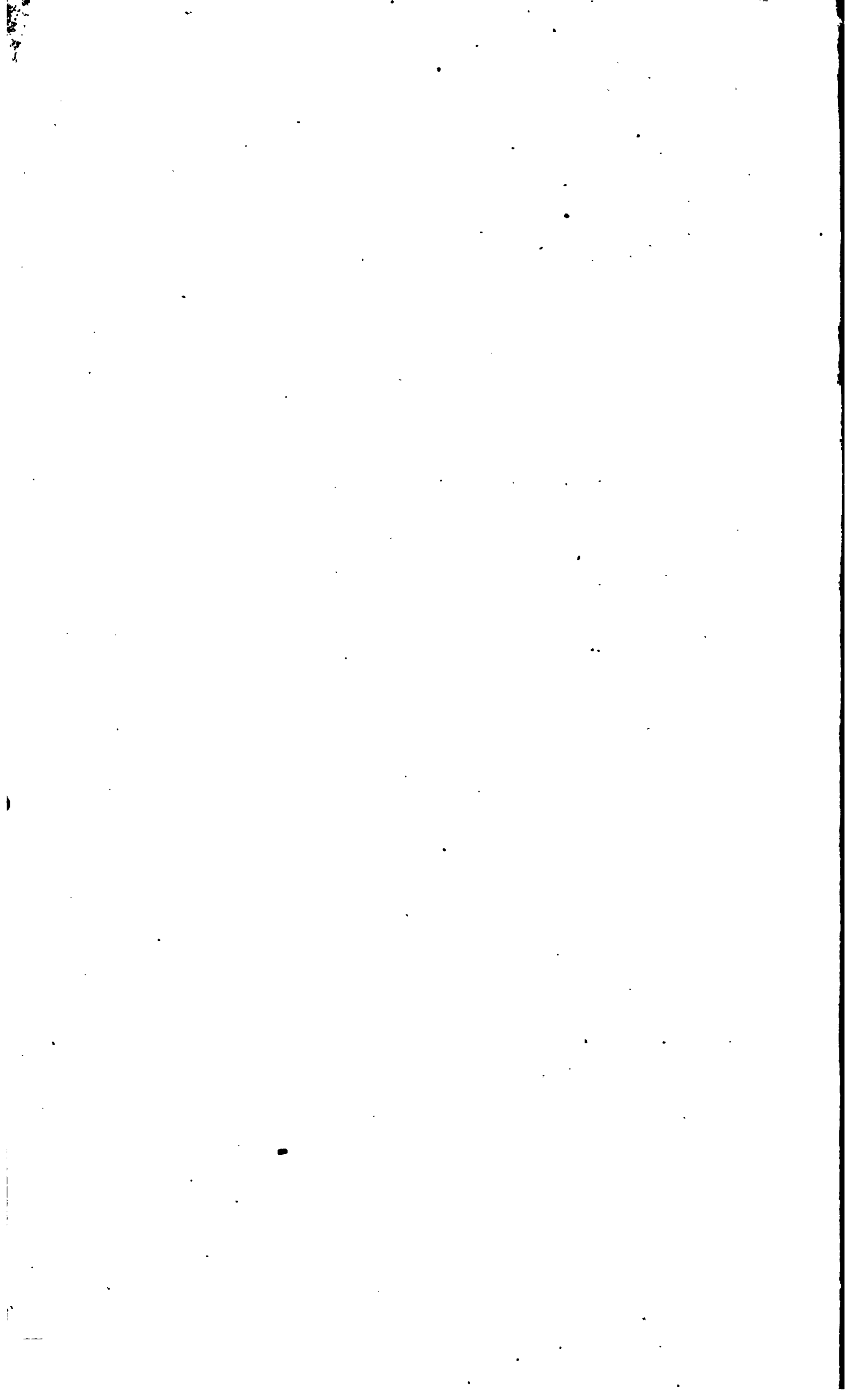


Sechs theologisch-politische

Volksreden

von

David Friedrich Strauss.



Sechs theologisch-politische

Volksreden

von

David Friedrich Strauß.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1848.



Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorwort.

Das halbe Dutzend Reden, welche ich aus Anlaß meiner vergeblichen Bewerbung um einen Platz in der deutschen Nationalversammlung gehalten habe, dem Drucke zu übergeben, veranlaßt mich nicht etwa die Einbildung, als wäre in denselben eine besondere politische Weisheit niedergelegt, die für das Allgemeine nicht verloren gehen dürfte. Im Gegentheil bin ich mir wohl bewußt, daß die darin vorgetragenen Ansichten keine andern als solche sind, wie sie sich unter den gegenwärtigen Umständen jedem Deutschen, der die Augen aufthut und sich den Kopf nicht

einnehmen läßt, von selbst ergeben müssen.[1] Und selbst diese konnte ich nicht einmal in der wünschenswerthen Vollständigkeit und Ausführlichkeit entwickeln, da ich ja leider mich genöthigt sah, jedesmal die halbe Zeit mit Zurückweisung der religiösen Bedenklichkeiten zu verderben, welche zur Ungebühr ins Spiel gezogen wurden.

Dennoch liegt gerade in dieser auch im Titel ausgedrückten Mischung der Grund, warum ich diese Reden der Oeffentlichkeit übergebe. Der Wahlkampf, der sich in ihnen abspiegelt, markirt die Bildungsstufe, auf welcher die neue Zeit unser Volk überrascht hat. Er gestattet einen Blick in das seltsame Zwielicht, welches durch das Einbrechen des jungen Tags in die alte Nacht entstanden ist. Er zeigt uns aber auch, wo diese Nacht ihren eigentlichen Sitz hat; er lehrt uns diejenigen kennen, welche, nachdem die Reaktion der Regierungen gebrochen ist, noch immer bemüht

[1] Oder doch zu der Zeit, als die einzelnen Reden gehalten wurden, sich ergeben zu müssen schienen. Denn seitdem hat sich Manches schon wieder anders gestellt.

sind, dem Lichte den Zugang in die Köpfe zu versperren, um auch fortan in dem geliebten Dunkel herrschen zu können. Es sind die Pietisten und der ihnen affiliirte Theil der evangelischen Geistlichkeit: sie waren es wenigstens in dem vorliegenden Falle, welche immer wieder die Grenzlinie zwischen Religiösem und Politischem, die hier selbst dem blödesten Auge erkennbar vorlag, zu verwischen, und die Gemüther des Landvolks zu verwirren suchten; während in beschämendem Gegensatze zu ihnen katholische Geistliche sich bemühten, durch Beleuchtung jenes Unterschieds ihre Gemeinden zu beruhigen und zu einer Wahl rein aus politischen Rücksichten zu ermuntern.

Noch eine weitere nützliche Lehre geht aus dem Erfolge dieses Wahlkampfs hervor. Ich glaube, bei indirekter Wahl würde das Ergebniß ein ganz anderes gewesen seyn. Daß bei unbeschränkter und direkter Wahl eines Abgeordneten drei Viertel der Wähler ohne selbstständiges Urtheil über die Erforderniße zu der Stelle wie über die Befähigung der Candidaten sind, wird man heutiges Tags zwar läugnen

zu müssen glauben; es ist aber doch so. An dem Mehr oder Minder volksthümlicher Redegabe auf Seiten der Bewerber, und an den mehr oder minder geschäftigen und wirksamen Verwendungen, welche für oder gegen jeden von ihnen in Bewegung gesetzt werden, — an zwei Umständen mithin, welche in Bezug auf ihre wirkliche Befähigung rein zufällig sind, hängt bei dieser Wahlart der Erfolg. Eine schlechthinige Sicherheit, daß immer nur der Würdigste gewählt werde, liegt freilich auch in der indirekten Wahlform nicht. Aber doch eine größere Wahrscheinlichkeit. Die gewählten Wähler werden doch durchschnittlich Männer von mehr Bildung, von selbstständigerem Urtheil seyn, mithin nicht so abhängig von den Einflüsterungen einer Partei, sey diese nun eine pfäffische oder demagogische, eine reaktionäre oder zufällig eine mit Einsicht patriotische. Ebenso wird der engere Kreis der gewählten Wahlmänner nicht nur leichter, vollzähliger und öfter zusammenkommen und sich geordneter berathen, sondern auch mit den Bewerbern in einen genaueren Verkehr treten, ihnen gründlicher

auf den Zahn fühlen können, folglich nicht bloß dem Eindruck ihrer Suada preisgegeben seyn. Das haben benachbarte deutsche Regierungen besser als die unsrige erwogen, welche sich durch die Anordnung direkter Wahlen für die Nationalversammlung, nachdem durch das Vorparlament bereits jede Beschränkung des aktiven Wahlrechts aufgehoben war, eine bedauerliche Uebereilung hat zu Schulden kommen lassen. Mag man über jene Verfügung des Vorparlaments urtheilen wie man will: stets klarer wird sich jedenfalls durch jede weitere Probe der Satz herausstellen: Je weniger beschränkt das Wahlrecht, je größer mithin die Masse der Wähler, desto nothwendiger der indirekte Wahlmodus.

Man wird sagen: Er spricht gegen die direkte Wahlart, weil er bei derselben durchgefallen ist. Meinetwegen: weiß ich doch, daß ich, nachdem ich den Hergang mitangesehen, gegen sie sprechen würde, auch wenn ich mittelst ihrer durchgedrungen wäre; wie ich jetzt gegen sie spreche, unerachtet ihr allgemeines Ergebniß für

Württemberg dießmal erfreulich ausgefallen ist, da zufällig die Zeitströmung in einer Richtung wirkte, welche den Einfluß patriotischer Männer auf die Wähler begünstigte.

Erste Rede.

Gehalten vor einer Wählerversammlung in Ludwigsburg am 17. April.

Meine Herren!

Daß ich hier vor Ihnen stehe; daß eine Anzahl der ehrenwerthen Bürger meiner geliebten Vaterstadt sich ihres weggezogenen Landsmannes erinnert und ihn eingeladen hat, in ihrer Mitte zu erscheinen; daß dieser Landsmann sein stilles Studirzimmer verlassen und sich entschlossen hat, — was lange nicht mehr an ihn gekommen ist — vor einer so zahlreichen Versammlung aufzutreten: das ist auch eines der Zeichen dieser außerordentlichen Zeit. Ja wohl, eine außerordentliche Zeit, eine Zeit der Zeichen und Wunder! Die ältesten Männer unter uns, die doch auch merkwürdige, bewegte Zeiten erlebt haben, sie bezeugen, solche Tage haben sie noch nicht gesehen. Doch das ist wenig. Wer die Geschichte kennt, der sagt, daß, seit die Welt steht, solche Tage nicht gewesen sind. Es ist, als ob die ganze Vergangenheit nur eine Zeit der Verheißung, des Hoffens und Harrens gewesen, die Gegenwart hingegen die Zeit

wäre, auf welche wir und unsre Väter und Urväter lange vergebens gewartet haben, und in welcher sich endlich Alles erfüllen solle. Wie langsam schlich während der letzten 30 Jahre die Zeit. Welch ein mühseliges erfolgloses Ringen der Völker. Wie sauer mußten wir uns den Kampf um jedes kleinste Recht werden lassen, und wie karg, wie kümmerlich wurde es uns gewährt. Wie lange rangen wir um Preßfreiheit, und konnten sie nicht bekommen. Wie lang um das Recht, uns frei versammeln und über unsre gemeinsamen Angelegenheiten berathen zu dürfen, und bekamen es nicht. Wie lange wünschten wir, daß das Recht, Waffen zu tragen, wie die Pflicht, den eignen Herd und das Vaterland gegen den Feind zu schirmen, allen Bürgern gemein seyn solle: und es blieb hin wie her Vorrecht und Beruf eines besondern Standes. Nun — ein Ruck im Westen, ein Hauch aus Westen: und alle diese Rechte, und welche wir sonst noch wollen dazu, fallen uns wie reife Früchte in den Schooß. Ja in der That, wenn wir nicht fürchten müßten, undankbar zu seyn, so könnten wir sagen: der Himmel meint es gar zu gut mit uns; war er bisher, wie es uns vorkommen wollte, zu karg, so ist er nun fast allzu freigebig geworden. Er überschüttet uns so mit seinen Gaben, daß wir Gefahr laufen, darunter zu erliegen. Es ist, wie wenn nach langen Fehljahren einmal der Wein in solcher Menge und Güte wächst, so wohlfeil und gemein wird, daß alles Volk davon taumelt.

Eine schwere Verantwortung, m. H., ruht auf uns. Mit welcher Verachtung müßten unsre Kinder und Enkel einst unsrer gedenken, wie müßten sie unser Andenken

verwünschen, wenn wir versäumen würden, die Früchte, die vor unsern Füßen liegen, sorgfältig einzusammeln und zum Frommen der Nachwelt aufzubewahren. Wenn wir die Rechte, die Vortheile, die sich uns bieten, nicht wirklich in Besitz nähmen und für alle Folgezeit befestigten. Die Aufgabe ist groß, wir werden viel zu thun haben, wenn es einmal von uns heißen soll: sie sind der großen Zeit werth gewesen, in der es ihnen vergönnt war, zu leben. Doch so munter, so frisch, so erregt, wie allerwärts die Geister sind, hat es damit keine Noth: wir werden nicht zu wenig thun. Aber, m. H., man kann des Guten auch zu viel thun. Zurückbleiben ist schlimm; doch über das Ziel hinausschießen, taugt auch nichts. Wir haben ein Sprichwort: Wenn man ihm den Finger bietet, greift er nach der ganzen Hand. Und in der That, ist nicht die Hand mehr als der Finger? wenn wir also jene haben können, warum sollten wir uns mit diesem begnügen? Aber schon im gemeinen Leben — versteht denn der seinen Vortheil recht, der ihn stets bis auf's Aeußerste verfolgt? Es ist wahr, wir haben seit manchen Jahren mancherlei über unsre Regierungen, mitunter auch über unsre Fürsten zu klagen gehabt: heute hat das Schicksal sie in unsre Hände gegeben; es ist keine Frage, wenn wir wollen, wenn alle Deutsche zusammenstehen, so können wir sie jetzt los werden. Aber wäre es — großmüthig will ich nicht sagen, denn wo es das Wohl der Völker, der Mit- und Nachwelt gilt, da darf selbst Großmuth uns nicht von dem Wege ablenken, welchen die Weisheit zeigt — aber wäre es weise, wäre es klug, wenn wir uns ihrer entledigen wollten, wie unsere

Nachbarn jenseits des Rheins sich ihres Fürsten entledigt haben? Vorwärts rennen, wenn alle Schranken gefallen sind, das kann am Ende jeder; aber Maß halten, das ist die Kunst, das ist es auch, was allein Heil bringt, wenigstens allein für die Dauer Heil bringt.

In der That, ich glaube, wenn man sich nur recht besinnen will, und sich den Kopf nicht einnehmen läßt von dem herrschenden Taumel, so ist es gar nicht so schwer, dasjenige im Allgemeinen zu erkennen, was Deutschland im gegenwärtigen Augenblick Noth thut. Wenn es erlaubt wäre, einen Bibelspruch auf das politische Gebiet herüberzuziehen, so möchte man den Deutschen jetzt zurufen: Trachtet am Ersten nach der Einheit, so wird euch das Uebrige alles zufallen. Ja, die Wurzel aller Uebel, an denen seit Jahrhunderten unser schönes, großes Vaterland krankte, war seine Getheiltheit, seine Zerrissenheit. Vor 40 Jahren schien es gar daran gestorben zu seyn; es kam wieder zu sich, erholte sich allmählig, aber führte seitdem zwischen Krankheit und Gesundheit ein kümmerliches Daseyn fort. Heut hat es das Schicksal in unsre Macht gelegt, wieder ein einiges Deutschland zu schaffen. Die Völker wollen's und die Fürsten hindern's nicht mehr. Also Einheit vor Allem; aber, m. H., eine deutsche Einheit. Also keine nach französischem Zuschnitt. Weder nach dem Muster des vorigen Frankreichs, noch auch des jetzigen. Nicht des vorigen. Also keine Einheit, welche den Fortbestand der Eigenthümlichkeit aufhebt, welche Alles centralisirt und uniformirt. Nicht darin lag bisher unser Verderben, daß Württemberg, Bayern, Baden u. s. f. besondre Staaten bildeten, ihre eignen

Regenten hatten, sondern darin, daß diese besondern Regierungen keine wahrhafte oberste Regierung über sich hatten, die sie in Einheit zusammenhielt. Folglich liegt auch nicht darin jetzt das Heil, daß wir nun uns beeilen müßten, diese Einzelregierungen über den Haufen zu werfen, um Alles ohne Unterschied in den Topf der deutschen Einheit zusammenzuschütten. Ich sage, das wäre französisch, nicht deutsch gewirthschaftet. Sondern über den kleineren Häuptern Ein Oberhaupt; über Württemberg, Preußen, Bayern u. s. f. ein einiges deutsches Reich! Aber kein machtloser Schatten, wie das alte untergegangene, sondern ausgerüstet mit all den Oberhoheitsrechten, all den Gewaltmitteln, welche zu kräftiger Handhabung der Einheit erforderlich sind, und welche unsre Fürsten, im Interesse des Gemeinwohls wie ihres eigenen, gewiß jetzt bereit sind, an ihr künftiges Oberhaupt abzutreten.

Ich spreche von einem künftigen Oberhaupt, und betrachte damit die während der letzten Wochen so viel besprochene Frage: ob Republik oder constitutionelle Monarchie die künftige Staatsform für Deutschland seyn solle, als zu Gunsten der letzteren entschieden. Ich darf voraussetzen, daß die überwiegende Mehrheit von Ihnen der gleichen Ansicht ist, und kann daher über diesen Punkt weg gleich zu der weitern Frage schreiten: woher dieses Oberhaupt nehmen? Auch diese Frage halte ich für ziemlich einfach, sobald man es nur über sich gewinnen kann, vom Sonderinteresse und von gemüthlicher Zu- und Abneigung abzusehen, und sich mit klarem Blick einzig an das zu halten, was die Umstände erfordern. Wo die untergeordneten

Häupter Gebietsherren sind, da muß auch das Oberhaupt ein eignes Gebiet haben, und zwar ein überwiegend großes und machtgebendes. Zwischen Oestreich und Preußen also schwankt die Wage, und zu Gunsten des letzteren wird sich am Ende das Zünglein neigen, selbst wenn wir auch nur beim Gesichtspunkte der Macht stehen bleiben. Denn Oestreich ist so eben in einen Zersetzungsproceß seiner verschiedenartigen Bestandtheile eingetreten, der wie dazu gemacht scheint, uns die Wahl zu erleichtern. Preußen ist im gegenwärtigen Augenblicke der ungleich stärkere Staat, weil es (den wunden Fleck in Posen abgerechnet) aus lauter deutschen Provinzen besteht, die es nur politisch befriedigen darf, um sie in fester Einheit beisammen zu halten. Daß in allen andern Beziehungen Preußen ohnehin vor Oestreich voraus, und damit zum Führerstaate für Deutschland geeigneter ist, erhellt von selbst. So schön und ehrenvoll der Aufschwung ist, den Oestreich in den neuesten Tagen genommen, so hat es doch gar zu viel nachzuholen. Auch Preußen war in der Entwicklung politischer Freiheit lange hinter dem südwestlichen Deutschland zurück, aber es ersetzte diesen Mangel durch Förderung der Geistesbildung jeder Art, so daß uns im vorigen Jahre die Masse von gediegener Intelligenz überraschte, mit welcher es auf seinem ersten Landtag in die Schranken des constitutionellen Lebens eintrat. Aber der jetzige König von Preußen, seine so oft ausgesprochene Feindschaft gegen das constitutionelle Princip, und nun die schnelle verdächtige Umwandlung nach dem Blutbad in Berlin? Böse, bedenkliche Punkte allerdings; doch überlegen Sie Folgendes. Wenn wir ein Haupt

für Deutschland wählen, so wählen wir hoffentlich nicht bloß für heute und morgen, sondern für eine lange Zukunft, also müssen wir über diesen Friedrich Wilhelm IV., der eben jetzt an der Spitze des preußischen Staates steht, weg, auf die Reihe seiner Nachfolger hinausblicken. Das können wir in der That ohne Gefahr. Je mehr das constitutionelle Wesen in Deutschland zur Wahrheit wird, desto unschädlicher, desto gleichgültiger werden die fürstlichen Persönlichkeiten. Von einem Hansemann, einem Camphausen als verantwortlichen Ministern in die Mitte genommen, wird Friedrich Wilhelm, selbst wenn er wollte, uns nicht mehr schaden können. Aber, meine Herren, ich glaube auch, er wird es nicht wollen. Wer meine literarischen Bestrebungen kennt, der weiß, daß ich kein Verehrer des romantischen Königs bin; aber ich halte ihn — man darf ja jetzt auch von den großen Herren menschlich sprechen — ich halte ihn für keinen schlimmen Charakter. Es ist wahr, er ist in eine böse Schule gegangen, hat verkehrte Begriffe über Würde und Gewalt der Fürsten eingesogen, hat, geistreich wie er ist, diese Begriffe sich poetisch und philosophisch aufgeputzt, mit einer eiteln Hartnäckigkeit an denselben festgehalten, und ihnen am Ende — es läßt sich nicht verdecken — ein schreckliches, blutiges Opfer gebracht. Aber er ist ein Mensch des Gefühls und der Einbildungskraft; solche Menschen sind rascher Umschwünge fähig, und so, glaube ich, ist er jetzt wirklich umgestimmt und gefällt sich heute ebenso in der Rolle des constitutionellen Herrschers, wie er sich bis gestern in der des mittelalterlichen Feudalkönigs gefiel. Daß ihn dieß nicht abermals gereue, daß er nicht aufs Neue aus der

Rolle falle, dafür wird das constitutionelle System zu sorgen haben, das Fürstenlaunen Schranken setzt. Also, wenn ich eine Stimme in Bezug auf unser künftiges Bundeshaupt abzugeben hätte, so würde ich sie, in voller Uebereinstimmung mit unsrem hochverehrten Paul Pfizer, Preußen, und selbst dem jetzigen König von Preußen geben.

Die Einheit, sagte ich, sey das Erste, wornach wir zu trachten haben, wenn uns das Uebrige alles zufallen solle. Unter diesem Uebrigen verstehe ich Macht nach außen, Freiheit und Wohlstand im Innern. Macht nach außen war uns niemals nöthiger als jetzt, wo im Westen und Osten, im Norden und Süden drohende Feinde stehen. Bereits sucht Frankreich, wie der Wolf in der Fabel, Ursache, mit dem deutschen Lamme anzubinden, und bald werden vielleicht auch Rußlands Horden auf dem Kampfplatze erscheinen. Deutsche Krieger, deutsche Männer sind so stark und muthig wie französische; sie haben's vor 35 Jahren bewiesen; aber so kriegsgeübt sind sie im Augenblick nicht wie die Eroberer Algeriens. Diese werden vielleicht im ersten Anlauf uns zurückwerfen; aber auf die Dauer niederwerfen werden sie uns nicht, wenn erst Ein Befehl die deutschen Heere in Bewegung setzt, wenn kein Rheinbund mehr Franzosen gegen deutsche Brüder unterstützt. Auch die Freiheit im Innern wird uns jetzt aus der Einheit erblühen, wie uns bisher aus dem gespenstigen Reste von Einheit, den wir noch hatten, dem Bundestag, nur Knechtschaft hervorgegangen ist. Schon haben die Fürsten bereitwillig ihren Gesandten in Frankfurt Männer des Volksvertrauens zur Seite gestellt, schon die Wahlen

zum deutschen Parlamente eingeleitet. Die Aufgabe dieser Nationalversammlung ist eine schwierige. Die Noth drängt, die Verhältnisse sind drohend, die Zeit kurz, und viel ist zu thun. Ja, die Noth ist groß. Die Bande des Gehorsams sind gelockert, das Vertrauen erschüttert, Handel und Gewerbe stocken, die festgegründetsten Häuser fallen, Tausende von Arbeitern werden brodlos. Aber es ist eine Noth nicht aus Mangel, sondern aus Furcht, und so wird sie schwinden, sobald es gelingt, das Vertrauen in die Festigkeit unsrer Zustände wieder zu beleben. Die Furcht vor einbrechender Gesetzlosigkeit ist es, welche Credit und Kauflust lähmt; zeige mithin jeder in seinem Theil durch Besonnenheit und Mäßigung, durch treues Anschließen an eine freisinnige, alles Vertrauens würdige Regierung, durch Auswahl entschiedener aber maßhaltender Männer zu Vertretern, daß die Furcht vor Anarchie keinen Grund hat, daß die Mehrzahl, der Kern der Nation einig ist in dem Wahlspruch:

Fortschritt, der sich nicht überstürzt!
Freiheit, die sich selber Gesetz ist!

Zweite Rede.

Gehalten vor einer Volksversammlung in Steinheim an der Murr, am 20. April.

Meine Herren!

Ehe ich von der Sache spreche, lassen Sie mich Ihnen zuvor sagen, wie ich dazu komme, hier vor Ihnen zu sprechen. Ich bin, wie Ihnen vielleicht bekannt ist, ein geborner Ludwigsburger. Als aus den Bewegungen, die wir nun seit bald zwei Monaten erlebt haben, die Frage nach einem Abgeordneten in die deutsche Nationalversammlung auftauchte, da dachten einige meiner Ludwigsburger Mitbürger an mich. Sie dachten: der Strauß ist unabhängig, er hat kein Amt und sucht keines; er lebt von seinem bescheidenen Vermögen und dem Ertrage seiner Feder. Er hat über manche Dinge nachgedacht, er hat sich noch zur Zeit des Drucks für den Fortschritt, und jetzt, seit den Tagen der Freiheit, für Maß und Ordnung wiederholt öffentlich erklärt, und sprechen kann er noch von der Kanzel her: — ihn sollten wir für die Sendung nach Frankfurt zu gewinnen und durchzusetzen suchen. Also schickten diese

meine werthen Landsleute einige Männer an mich ab, um mich einzuladen, ich möchte nach Ludwigsburg kommen, und mich einer Versammlung von Wahlmännern vorstellen. Ich wollte erst nicht gehen; wahrhaftig nicht aus eitler Bescheidenthuerei, sondern ich war seit 13 Jahren nicht mehr öffentlich aufgetreten, ich liebte das stille, nachdenkliche Leben auf meinem Studirzimmer, und hatte wenig Neigung, mich in den Strudel eines Wahlkampfes zu werfen. Doch dem freundlichen, ehrenvollen Zutrauen meiner werthen Mitbürger konnte ich in die Länge nicht widerstehen. Ich sagte zu, ich kam und sprach meine politischen Grundsätze aus. Der Mehrheit der Versammlung schienen dieselben nicht zu mißfallen; auch Bürger von Marbach waren anwesend, und einige von diesen forderten mich auf, auch in der Versammlung ihres Bezirks mich einzufinden.

Da bin ich nun also, ich, der Dr. Strauß, unter dem sich, wie man mir sagt, Viele von Euch bisher den leibhaftigen Antichrist vorgestellt haben. Ich kann es Euch nicht übel nehmen; denn man hat es Euch so gesagt, und gewiß sind es zum Theil ehrenwerthe Männer, die es Euch gesagt haben. Und doch seyd Ihr falsch berichtet worden. Ich habe vor 13 Jahren ein Buch geschrieben, von dem sich alle diese Vorurtheile gegen mich herdatiren. Von Euch werden es die Wenigsten gelesen haben, und das war ganz wohl gethan; denn — Ihr dürft es mir nicht übel nehmen, für die Mehrzahl unter Euch war es auch nicht geschrieben. Wenn ein Landwirth unter Euch eine Schrift über Ackerbau verfaßt, lasse ich mir's ja auch gefallen, wenn er mir sagt, für mich sey sie nicht geschrieben.

Ich hatte für Gelehrte, für Theologen geschrieben. Der Laie, und selbst viele von den höher gebildeten Laien, wissen zu ihrem Glücke gar nichts von so manchen Zweifeln, welche den armen Theologen plagen; was soll ihnen also ein Buch, in welchem lediglich von diesen gelehrten Zweifeln gehandelt wird? Mancher von meinen Bekannten unter den Nichttheologen meinte, als Bekannter von mir müsse er auch mein Buch lesen, und äußerte das gegen mich; ich gab ihm zur Antwort: laß bleiben; du kannst etwas Gescheidteres thun, als ein Buch lesen, das dir vielleicht Skrupel in den Kopf setzt, die du jetzt noch nicht hast; während es umgekehrt bestimmt ist, dem Theologen die Skrupel lösen zu helfen, die er hat.

Ihr seht, wie fern mir von jeher der Gedanke lag, Jemanden seinen Glauben nehmen zu wollen. Im Gegentheil, ich lasse jeden seines Glaubens leben, und verlange nur, daß man auch mich in meiner Ueberzeugung ungekränkt lasse. Ueberhaupt, der Religion zu nahe treten zu wollen, war nie meine Meinung. Die Religion ist auch mir ein ehrwürdiger Gegenstand, wie mir Alles ehrwürdig und heilig ist, was zu den Kräften, den Anlagen der menschlichen Natur gehört. Zu diesen Grundkräften der menschlichen Natur gehört aber vor Allem die Religion. Allein ich glaube, — und die Erfahrung, die Geschichte lehrt es mich — daß alle Anlagen der menschlichen Natur in ihrer Aeußerung, ihrer Entfaltung, der Entartung unterworfen sind. Wie Blumen, wie andere Gewächse mit der Zeit auszuarten pflegen, so auch die Anlagen der menschlichen Natur, und zwar nicht bloß die niedern, die

sogenannten sinnlichen Triebe, sondern auch die höhern und edlern. Nicht nur die Liebe wird zur Wollust, der Erwerbstrieb zur Habsucht; nicht nur Vorsicht zur Feigheit, Ehrliebe zum verzehrenden Ehrgeiz; sondern auch der edle Wissensdrang entartet in Grübelei, die Religion in Aberglauben und Fanatismus. Wie das Wasser Kalk absetzt, der Wein Hefen und Weinstein, so hat jede Religion zu jeder Zeit Erzählungen, Legenden abgesetzt, die erbaulich sind, aber nicht wahr, die dem Gemüthe wohl thun, aber vor dem Verstande nicht bestehen. Diese abzusondern, den edeln Wein der Religion durch eine Art von Ablassen von seinen Hefen zu befreien, ihn dadurch heller, genießbarer, haltbarer zu machen, das und das allein war meine Absicht mit dem so verschrienen Buche. Nun sagen meine Gegner: gut; aber du hast zu viel Abgang gemacht, du hast Manches weggegossen, was uns und Tausenden mit uns noch ein erquickender Trank gewesen wäre. Da beginnt denn der Streit über dasjenige, was in der Religion wesentlich und unentbehrlich sey und was nicht; was Alle glauben sollen, und was einer wohl auch in Abrede ziehen dürfe. Ich sage nun: wesentlich, unerläßlich in der Religion sind die Sprüche: Selig sind, die reines Herzens sind; selig sind die Barmherzigen, die Friedfertigen; richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet; liebe deinen Nächsten, als dich selbst; liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen — glaubet Ihr, ich sey so unsinnig, daß ich diese und ähnliche Sprüche als Hefe weggegossen hätte? Daß einer solche Sprüche in einem feinen Herzen bewahre und im Handeln ausübe, darauf kommt meiner Meinung nach Alles an;

wer sich an sie hält, der wird ein rechtschaffener Bürger, ein treuer Gatte und Vater, ein dienstfertiger Nachbar, überhaupt ein guter Mensch seyn, wenn er auch gegen sämmtliche Wundererzählungen der Bibel noch so viele gelehrte Zweifel hätte. Da habt Ihr mein aufrichtiges religiöses Glaubensbekenntniß, und ich muß es nun Euch überlassen, ob Ihr nach diesem mich noch weiter anhören und auch mein politisches Glaubensbekenntniß vernehmen wollt.

Meine Herren!

Zum deutschen Reichstag in Frankfurt sollen sämmtliche deutschen Stämme die Männer ihres Vertrauens senden. Darin liegt zweierlei: Wir wollen künftig nicht mehr bloß Württemberger, Bayern, Preußen u. s. f., sondern vor Allem Deutsche seyn; und wir wollen uns nicht mehr bloß leiten und regieren lassen, sondern auch selbst ein Wort mitsprechen über unsere Angelegenheiten. Zweierlei also liegt darin: Einheit und Freiheit.

Zum Ersteren, zur Einheit, gehört vor Allem Einigkeit. Jeder zwar darf seine Meinung, und wenn sie noch so weit von der der Uebrigen abwiche, frei äußern und verfechten; aber wenn er sieht, daß er überstimmt wird, daß die Mehrheit anderer Ansicht ist, so muß er sich dieser Mehrheit unterwerfen. Er kann Protest einlegen, daß er noch immer anderer Ansicht sey; aber er darf gegen den

ausgesprochenen Willen seines Volkes nichts Gewaltsames unternehmen. Es haben einige Männer in unsrem Nachbarstaate Baden die Republik gewollt und für sie gesprochen: so weit war es gut; bald aber mußten sie sehen, daß sie gegen die überwiegende Mehrheit nicht aufkommen konnten, welche die constitutionelle Monarchie will, — und nun rotteten sie sich zusammen, bewaffneten sich, und weil sie sahen, daß ihrer nicht genug waren, um etwas ausrichten zu können, riefen sie die Franzosen ins Land. Die Feinde wollten sie ins Land ziehen, und die Freunde, die Volksgenossen, unsere württembergischen Truppen, wollten sie nicht ins Land lassen. Ein schöner Anfang zur deutschen Einheit! Der Streich ist mißlungen; aber lassen wir uns denselben für ewige Zeiten zur Warnung dienen!

Die deutsche Einheit, sagte ich, will die überwiegende Mehrheit der Deutschen (das hat sich in den Verhandlungen der letzten Wochen zur Genüge gezeigt) unter der Form nicht der Republik, sondern der constitutionellen Monarchie. Und zwar einer Bundesmonarchie. Wir wollen nicht auf die Art Deutsche werden, daß wir aufhörten Württemberger zu seyn; wir wollen unser Fürstenhaus, mit dem wir und unsre Vorfahren seit Jahrhunderten Freud und Leid, gute und böse Tage getheilt haben, nicht vertreiben; das will man auch in andern deutschen Ländern nicht; sondern aus der Mehrzahl deutscher Fürsten soll Einer ausgewählt werden, welcher der Erste sey, welchem die übrigen sich unterordnen müssen. Unter ihm soll fortan unsre Kriegsmacht stehen, daß er uns schirmen könne gegen den äußern Feind; er allein soll uns bei den auswärtigen Völkern vertreten

lassen, nicht jedes kleine Ländchen soll mehr seine eignen Gesandten haben, die das Land viel kosten und draußen ohne Ansehen und Einfluß sind. Er wird sich mit einem Reichstag, aus den besten Männern aller deutschen Stämme, umgeben, mit ihnen Ein Gesetzbuch für ganz Deutschland ausarbeiten, daß nicht mehr am Main anders gerichtet werde als am Neckar, nicht mehr an der Donau verboten sey, was am Rhein erlaubt ist; sie werden einerlei Maß und Gewicht, Einen Münzfuß für Deutschland festsetzen, werden mit Einem Zollverbande das ganze Reich umschließen, werden es nicht länger dulden, daß der König von Hannover im Interesse des verwandten Englands, die Hansestädte in ihrem eigenen Sonderinteresse sich von dem deutschen Zollvereine ausschließen.

Aber, meine Herren, die Sendung der Abgeordneten nach Frankfurt bedeutet auch, daß wir uns ferner nicht mehr nur regieren lassen, sondern uns selbst regieren wollen. Wir Württemberger, die meisten kleineren Staaten Deutschlands überhaupt, haben im Kleinen schon bisher dieses Recht gehabt: wir durften unsre württembergischen Angelegenheiten durch unsre Stände mitberathen, mitordnen lassen. Was uns bisher im nächsten, engen Kreise zustand, das wird uns fortan auch im Großen gestattet seyn. Könnten wir nur mit gutem Gewissen von uns sagen, wir seyen im Kleinen getreu gewesen, und so werden wir auch im Großen treu seyn. Leider haben wir bisher in diesem Stücke manches versäumt. Wir sind in der Wahl unsrer Abgeordneten zu gleichgültig, zu leichtgläubig gewesen. So ist Mancher in den Landtag nach Stuttgart gekommen, der

besser daheim geblieben wäre. Das wird nicht so fortgehen dürfen. In Frankfurt — da müssen alle deutschen Lande mit einander wetteifern. Die Preußen, die Badener, die Bayern und Sachsen regen sich und suchen die Männer aus, deren Gesinnung erprobt, deren Kopf fest und kühl, und deren Zunge gelöst ist: was meinet Ihr, was sie sagen werden, wenn nun die Württemberger nicht gleichfalls tüchtige Männer senden? Wird es nicht neuen Spott über die Schwaben absetzen, denen die gewitzigten Norddeutschen und Pfälzer ohnehin so gerne eins anhängen? — Ich spreche das nicht für mich; ich weiß viele Männer unter uns, die so gut, manche, die weit besser zu einer solchen Stelle taugen als ich: wenn Ihr nur einen von den Tüchtigen wählet, so soll mirs gleich gelten, ob ich es bin oder ein anderer.

Die größere Freiheit, welche die Versammlung in Frankfurt für uns zuwege bringen soll, wird aber auch feste Grundlagen haben müssen, um nicht auf Sand gebaut zu seyn. Diese Grundlagen sind vor Allem geistige und sittliche Bildung und materielle Erleichterung des Volks. Unsere Schulen müssen gehoben, das Loos der Schullehrer verbessert werden. Es müssen vernünftige und sittliche, unterrichtete und aufgeklärte Staatsbürger auch auf dem Lande herangebildet werden. Die Kirche muß vom Staate freigegeben werden, die bürgerlichen Rechte dürfen an kein Glaubensbekenntniß mehr gebunden seyn. Ob Einer seine Kinder taufen oder beschneiden läßt, oder nicht, ob er die katholische Messe besucht oder die protestantische Predigt, oder ob er es vorzieht, sich zu Hause auf seine Weise zu erbauen; wenn er nur die

Gebote hält, wenn er sich gesagt seyn läßt: du sollst nicht tödten, nicht ehebrechen, nicht stehlen, kein falsch Zeugniß reden wider deinen Nächsten, du sollst dich nicht lassen gelüsten deines Nächsten Hauses: — so soll er unser Bruder und Mitbürger seyn, soll wählen und gewählt werden dürfen, soll Aemter bekleiden dürfen wie ein anderer.

Doch was hilft dem Volke die Freiheit, wenn es hungert? wenn es friert? wenn es von jeder Art von Noth zu Boden gedrückt wird? Also Erleichterung der Gedrückten durch gleichere Vertheilung der Lasten. Wenn jeder nach dem Maße seine Kräfte zum gemeinen Besten steuert, wird keiner mehr über Kräfte angestrengt seyn. Hebung des Ackerbaus durch billige Ablösung der Grundlasten, der Gewerbe durch angemessenen Zollschutz. Die Arbeiter müssen gegen ungerechten Druck von Seiten der Arbeitgeber geschützt werden; wobei aber wohl zu unterscheiden seyn wird, was unabwendbarer Druck der Verhältnisse, und was ungerechter Druck der Herren ist; es muß ihnen Anleitung gegeben werden, durch Association ihr Loos sich selbst zu erleichtern; vor Allem aber müssen sie durch sorgfältigere Jugendbildung und Gelegenheit zur Fortbildung zu Menschen gemacht, vor den Lastern des Trunks, der Unzucht, der Verschwendung bewahrt werden, wenn eine gründliche Verbesserung ihres Looses möglich seyn soll.

Ueberhaupt, meine Freunde, täuschen wir uns nicht: so viel auch die Versammlung in Frankfurt, zunächst und künftig, für die Verbesserung unsrer Zustände thun mag — sie wird nichts ausrichten, wenn wir nicht alle, jeder in seinem Theil, mithelfen. Alle wollen wir fleißiger, geord-

neter, eifriger zum gemeinen Nutzen, menschenfreundlicher und mitleidiger werden: — dann allein sind wir der reichen Geschenke werth, welche der Himmel jetzt auf uns herab regnen läßt; dann nur können wir hoffen, daß dem angebrochenen Frühling deutscher Freiheit ein gedeihlicher Sommer folge, daß die Blüthe zur Frucht, der schöne Traum zur festen dauernden Wirklichkeit werde.

Dritte Rede.

Gehalten auf dem Rathhause zu Markgröningen am 22. April.

Meine Herren!

Indem ich hier auf dem ehrwürdigen Rathhause der alten Stadt Markgröningen auftrete, tritt mir von selbst das Bild des Mannes vor die Seele, welcher dieser Stadt eine Reihe von Jahren zur Zierde gereichte, welcher ihre merkwürdige, in das graueste Alterthum zurückreichende Geschichte so gründlich und so gemüthlich beschrieben hat, und welchen ein allzu frühzeitiger Tod den Seinigen, dieser Stadt und der deutschen Geschichtschreibung entriß. Ja, unser unvergeßlicher Heyd — denn wer in dieser Versammlung könnte ihn in meinen Worten verkennen? — war nicht bloß ein Mann, der durch seine liebenswürdigen Eigenschaften als Mensch, durch sein Wohlwollen, seine Biederkeit, seine Bescheidenheit und Leutseligkeit die Liebe seiner Familie, die Anhänglichkeit seiner Freunde, die Hochachtung seiner Mitbürger verdiente: sondern er war auch einer unserer vorzüglichsten deutschen Geschichtschreiber. Wie

oft habe ich unter den Bewegungen dieser letzten Zeit an ihn denken müssen! Wie oft habe ich mich gefragt: was würde wohl Heyd dazu sagen, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, diese Tage noch zu erleben — oder, sollte ich besser sagen, wenn es **uns** vergönnt gewesen wäre, den scharfen Beobachter, den erfahrenen Rathgeber bis zu diesen Tagen behalten zu dürfen? Zwar, auf welche Seite er sich im Allgemeinen gestellt haben würde, ist mir keinen Augenblick zweifelhaft. Er, der von dem Unglück, in welches Fürstenwillkür diese mit Land und Leuten stürzt, in seiner Geschichte des Herzogs Ulrich ein so warnendes Beispiel aufgestellt hat; der aber im Kapitel vom Bauernkrieg ebenso auf der andern Seite gezeigt hat, daß rohe Gewalt und wilder Umsturz gleichfalls nicht zum Heile führen könne. Er, der in der Geschichte des Bauernkriegs nicht für den blutigen Jäcklein Rohrbach und seinesgleichen, sondern für den gemäßigten, vermittelnden Matern Feuerbacher Partei nahm, von ihm können wir gewiß seyn, daß er auch jetzt nicht auf die Seite eines Rau von Gaildorf, eines Hecker und Struve getreten seyn, sondern sich unter die Fahnen Uhlands und Pfizers, Mathy's und Bassermanns gestellt haben würde. Und wenn er nun vernommen hätte, daß ich von seinen Mitbürgern eingeladen werden solle, als Bewerber um die Stelle eines Abgeordneten nach Frankfurt mich hier vernehmen zu lassen — was er wohl dazu gesagt haben würde? Ich glaube, er hätte sich darüber gefreut; denn ich darf mich rühmen, daß er gut und freundlich von mir dachte. Bei der Aehnlichkeit unseres politischen Glaubensbekenntnisses würde er aus politischen Gründen

für mich, und aus religiösen nicht gegen mich gewesen seyn. Damit will ich entfernt nicht sagen, daß Heyd meine theologischen Ansichten getheilt habe. Seiner milden versöhnenden Natur waren sie ohne Zweifel zu radikal. Aber meine Forschungen interessirten ihn. Als Geschichtschreiber war ihm besser als der Mehrzahl gewöhnlicher Theologen bewußt, wie leicht, ja unter Umständen wie unvermeidlich, sich der beglaubigten Geschichte die unverbürgte Sage beimischt; es war ihm mithin mein Unternehmen nicht unerhört, auch die biblische Geschichte in dieser Hinsicht einer Prüfung zu unterwerfen.

Ich stehe als Candidat zum Reichstag in Frankfurt vor Ihnen; ich sollte folglich mein politisches Glaubensbekenntniß vor Ihnen ablegen: und komme ins theologische hinein. Meine Schuld ist es nicht. Ich thue es gewiß nicht aus Liebhaberei. Als ich zu Anfang der Woche, eingeladen von meinen Mitbürgern, nach Ludwigsburg kam, glaubte ich, im Angesichte der politischen Wiedergeburt einer halben Welt sey der alte theologische Haber in Württemberg vergessen. Ich überging daher diesen Punkt mit Stillschweigen. Da hatte ich die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Einer nach dem andern traten sie auf, um mich zu fragen: ja, aber wie hältst du's mit der Religion? Herr Conditor B. fand meine Schriftauslegung nicht stichhaltig; Herrn Oberjustizrath K. war der Ausdruck: Schicksal, zu heidnisch, den ich in meiner Rede gebraucht hatte. Den einzigen religiösen Punkt, der zur Sache gehörte, brachte ein katholischer Geistlicher zur Sprache, indem er mir die Frage vorlegte, ob ich im Falle meiner Erwählung

die Freiheit wie der protestantischen so auch der katholischen Kirche verfechten wolle? eine Frage, welche später von einem protestantischen Pfarrer dahin vervollständigt wurde, ob ich auch innerhalb der einzelnen Kirchen den sogenannten Sekten, wie z. B. der pietistischen, ihre Freiheit unverkümmert zu erhalten suchen würde? Beide Fragen konnte ich aus vollem Herzen bejahen. Wer meine Schriften kennt, wird wissen, wie ich mich von jeher dagegen ausgesprochen habe, daß bürgerliche Rechte von religiösem Bekenntniß abhängen sollten; wer meine theologischen Grundsätze kennt, wird einsehen, daß ich mich dagegen erklären muß. Dieß aber, das Verhältniß der Kirche zum Staate, wird der einzige religiöse Punkt seyn, der in Frankfurt zur Verhandlung kommen wird; im Uebrigen wird es nicht auf das Glaubensbekenntniß des Abgeordneten, sondern nur darauf ankommen, daß er ein Mann von Einsicht und Charakter, freisinnig und besonnen sey.

Den Hauptgegenstand der Verhandlungen des constituirenden Reichstags wird der politische Neubau des deutschen Vaterlandes bilden. Aus den etlich und dreißig Staaten und Stäätchen soll wieder Ein Staat, ein einiges großes Deutschland werden. Das deutsche Volk, einst das erste Volk der Welt, war durch Uneinigkeit im Innern im Lauf der Jahrhunderte so weit herabgekommen, daß es der Spott der Fremden, der Spielball ihrer Ränke, die Beute ihrer Raubgier wurde. Ein Federzug des französischen Eroberers, und der deutsche Kaiser hatte aufgehört zu regieren. Das westliche Deutschland wurde französisches Unterthanen- oder Vasallenland; der schmale östliche Rest

stand machtlos und zitternd zwischen Frankreich und Rußland da. Das deutsche Volk erhob sich, der Eroberer fiel: aber das deutsche Kaiserthum stand nicht wieder auf. Deutschland blieb in eine Mehrheit von Staaten getheilt, welche durch eine höchst fehlerhafte Bundesverfassung nur nothdürftig zusammengehalten wurden. Jetzt darf man es ja laut sagen: der deutsche Bund hielt bloß gegen die deutschen Völker fest zusammen; wo diese sich regten, wo sie sich ein wenig Luft machen wollten, da war er gleich mit Löschen und Dämpfen, mit Untersuchungscommissionen und Kerkern bei der Hand. Er suchte den Feind bloß im Innern, gegen diesen unterhielt er sein kostspieliges Militär; gegen den äußern Feind that er so viel wie nichts, baute keine Kriegsschiffe, ja selbst die Bundesfestungen, für deren Bau doch das Geld schon dalag, ließ er 25 Jahre lang liegen, so daß uns jetzt die Kriegsgefahr über den Hals kommt, ohne daß die Schwarzwaldpässe befestigt, ehe auch nur die Bundesfestung Ulm fertig geworden ist. Damit das in Zukunft anders werde, soll nun fürs erste ein deutsches Bundeshaupt ernannt, und diesem fürs zweite ein vom Volke gewählter Reichstag aus allen deutschen Stämmen zur Seite gesetzt werden. Da wird Manches neu zu begründen, Manches anders zu ordnen seyn. Die einzelnen deutschen Fürsten, bisher jeder Herr für sich, werden sich einem Oberhaupte unterordnen müssen. Die deutschen Völker, die bisher — und auch das nicht alle — jedes nur innerhalb seiner engen Gränzmarken, als Württemberger, Badener u. s. f. constitutionell verwaltet waren, sollen nun auch im Großen, als Deutsche, in allgemeinen deutschen

Angelegenheiten, ein Wort mitzusprechen haben. Nicht mehr soll der Bundestag als eine finstere lichtscheue Macht mit geheimen Beschlüssen im Hintergrunde stehen; sondern offen, vor den Augen und Ohren des ganzen Volks, soll fortan ein Reichstag sich berathen, offen sollen mit ihm die Minister des deutschen Reichsoberhauptes verhandeln, und was sie beschließen, dem soll in allen deutschen Landen nachgelebt werden. Sie werden ein deutsches Gesetzbuch ausarbeiten, damit von der Nord- und Ostsee bis zum adriatischen Meer und den Alpen nur einerlei Recht gelte; sie werden öffentliches mündliches Gerichtsverfahren mit geschwornen Richtern einführen, damit kein Deutscher mehr hinter verschlossenen Thüren und nach stummen Akten gerichtet werde; sie werden einerlei Maß und Gewicht festsetzen, sie werden alle Zollschranken im Innern vollends aufheben, werden Oestreich und Hannover, die Hansestädte und die übrigen Nordstaaten zum Zollvereine beiziehen, werden auf deutschen Schiffen die deutsche Flagge aufpflanzen, und eine deutsche Flotte, zum Schutze der deutschen Küsten, zum Schutze des deutschen Handels, der deutschen Auswanderung, überhaupt der deutschen Interessen in fernen Ländern, gründen.

Ein besonderes Augenmerk wird der deutsche Reichstag auf die Erleichterung der Noth in den untern Klassen zu richten haben. Die Abgaben müssen gleicher als bisher vertheilt, Kapital und Einkommen muß fortan in gleichem Verhältniß wie Gewerb und Grundbesitz zum Tragen der öffentlichen Lasten beigezogen werden. Grund und Boden muß befreit, es muß dahin gewirkt werden, daß außer

den Staats- und Gemeindesteuern niemand mehr noch weitere Abgaben zu entrichten habe. Letzteres wird freilich, um verjährte Rechte nicht allzutief zu verletzen, um den Wohlstand zahlreicher Familien, ja selbst den Bestand mancher wohlthätigen Anstalten nicht zu untergraben, nur im Wege des Vertrags, durch Ablösung, erreicht werden können; hier ist aber das von unserer jetzigen Regierung entworfene Ablösungsgesetz so billig, erleichtert es dem Pflichtigen so sehr, seine Last im Laufe weniger Jahre vollends abzutragen, daß es nicht nur unrecht, sondern auch unklug wäre, wenn das Volk es nicht mit beiden Händen ergreifen wollte. Dem Gewerbstand, besonders den sogenannten kleinen Gewerben, muß unter die Arme gegriffen werden. Durch Gründung von Staatsbanken muß es dem wirklich soliden Gewerbsmann erleichtert werden, die zu seinem Betriebe nöthigen Vorschüsse zu erhalten. Insbesondere muß das Zusammentreten mehrerer Meister desselben Gewerbs zu gemeinsamem Betriebe als ein Mittel begünstigt werden, mit geringeren Kosten, also vortheilhafter, zu arbeiten. Ueberhaupt ist dieses Princip der Association, der verbrüderten Arbeit und gegenseitigen Versorgung, ein ungemein schönes und fruchtbares. Gereinigt von manchen theils schwärmerischen, theils unlautern Bestandtheilen, beruht auf ihm ein großer Theil unserer Hoffnungen auf eine gedeihliche Entwicklung unserer gesellschaftlichen Zustände.

Aber damit sind wir auch auf den Punkt geführt, mit welchem ich schließen will. So vieles auch der Staat, eine freisinnige Regierung im Verein mit den Abgeordneten unsrer Wahl, zu unsrem Besten thun und ausrichten mag:

vieles, ja die Hauptsache, wird immer uns selbst zu thun übrig bleiben. Der Staat, die Regierung, die Volksvertretung können das Gedeihen des Einzelnen nur möglich machen; daß er wirklich auf einen grünen Zweig komme, dazu wird es wie bisher so auch ferner seiner eigenen Anstrengung bedürfen. Die Gesetzgebung kann nur Schranken wegräumen, uns Luft und Spielraum verschaffen zu freier Bewegung: aber regen und rühren müssen wir uns selber; so wenig es der provisorischen Regierung in Paris in die Länge möglich seyn wird, ihre Arbeiter für's Nichtarbeiten zu bezahlen, so wenig wird der Reichstag in Frankfurt bewirken können, daß fortan allen Deutschen die gebratenen Tauben in den Mund fliegen — ob Ihr nun den Dr. Strauß als Abgeordneten dahin sendet, oder den Herrn Hoffmann vom Salon, der so eben das aufrichtige Bekenntniß vor Euch abgelegt hat, daß er die Freiheit, die uns jetzt angebrochen ist, wenn es von ihm abgehangen hätte, nicht herbeigeführt haben würde, daß er aber nun, nachdem sie einmal da sey, sie sich wohl oder übel gefallen lassen wolle.

Vierte Rede.

Gehalten auf dem Rathhause in Schwieberdingen am 23. April.

Auch Ihr, geehrte Wahlmänner von Schwieberdingen, habt gewünscht, daß ich, nachdem ich als Candidat um die Abgeordnetenstelle nach Frankfurt aufgetreten bin, persönlich vor Euch erscheinen solle. Ich entspreche Eurem Wunsche, weil ich ihn für billig halte. Ihr wollet nicht unbesehen wählen. Da habt Ihr Recht. Ihr seyd bei früheren Wahlen oft genug auf diese Art hinters Licht geführt worden. Trau, schau, wem. Um so weniger wollet Ihr dießmal (wenn ich mir einen Ausdruck des gemeinen Lebens erlauben darf) eine Katze im Sack kaufen, da man Euch gesagt hat, daß diese Katze — nämlich ich — in der That ein feuriger Drache sey, der Euch alle mit sich zur Hölle reißen wolle. Was man doch den Leuten Alles weiß macht und was sie sich zum Theil auch weiß machen lassen! Doch wird diese Art zu denken nächstens vollends aus der Mode seyn. Vor hundert Jahren, ja, da galt es als ausgemacht, daß jeder Andersgläubige, und nun vollends

der Ungläubige, des Teufels sey. Nicht bloß von Heiden und Juden glaubte das der Christ, sondern auch vom Protestanten der Katholik, und hinwiederum der Protestant vom Katholiken; so daß, wenn beide Theile Recht gehabt hätten, das Wunderliche herauskommt, daß dann der Böse beide Theile, mithin die gesammte Christenheit, gehabt haben würde. Unterdessen ist es heller in den Köpfen geworden, und wie man keine Hexen mehr bei uns verbrennt, so wird auch der Andersgläubige nicht mehr von vornweg verdammt. Wir leben in einem christlichen Lande, aber derjenige würde unter uns für einen rohen Menschen gelten, welcher behaupten wollte, daß es keinen rechtschaffenen Juden gebe; wir leben in einem vorzugsweise protestantischen Lande, und doch erkennen wir Ehrenmänner genug auch unter den Mitgliedern der katholischen Kirche an. Ich nun bin freilich kein Katholik und kein Jude, — nicht einmal Deutschkatholik; ich bin nicht bloß ein Andersgläubiger, sondern sie sagen, daß ich ein Ungläubiger sey. Man nennt, wie Ihr vielleicht schon gehört habt, einen solchen Vogel wie ich bin, einen Philosophen. Was das sagen will, das Euch auseinander zu setzen wäre dießmal von gar zu langer Hand; aber nehmet einmal an, ein Philosoph sey so ungefähr ein Heide, so sagt ja der Apostel: Wenn nun die Heiden, die das Gesetz nicht haben, von Natur thun des Gesetzes Werk, so sind sie ihnen selbst ein Gesetz; d. h. auch sie können möglicherweise rechtschaffene Menschen seyn.

Mehr aber als einen rechtschaffenen Mann — natürlich die erforderlichen Kenntnisse vorausgesetzt — brauchet

Ihr in Frankfurt nicht. Ueber Euren Glauben wird dort gar nicht verhandelt werden: also ist es auch nicht nöthig, daß Euer Abgeordneter ein Gläubiger sey. Wir lächeln, wenn wir zufällig erfahren, daß gewisse Fromme nur bei sogenannten christlichen Schneidern, christlichen Schustern, christlichen Küfern und Schmieden arbeiten lassen: und Ihr, die Ihr einen Mann aufzustellen habt, welcher helfen soll, das auseinander gefallene deutsche Reich frisch in Reif und Band zu fassen, Ihr wollet, statt nach seiner Geschicklichkeit in dieser Kunst, nach seinem Glaubensbekenntniß fragen? Sehet, von Glaubens- und Kirchensachen wird in Frankfurt nur die einzige Frage aufs Tapet kommen, ob auch ferner wie bisher bürgerliche Rechte an ein gewisses Glaubensbekenntniß gebunden seyn sollen? ob einer getauft seyn, und zwar in einer der drei anerkannten Confessionen getauft seyn müsse, um Ortsvorsteher, Beamter, Richter, Abgeordneter werden zu können? Das wollen die meisten und gerade die besten und aufgeklärtesten unter Euch nicht länger dulden; sie sagen: das zieht nur Heuchler und thut nicht gut. Das kann aber ein sogenannter Ketzer wie ich am wenigsten länger haben wollen; er am meisten muß wünschen, daß man jeden seines Glaubens leben lasse, jede Ueberzeugung achte, so lange sie der bürgerlichen Gesellschaft keine faulen Früchte trägt.

Im Uebrigen wird in der bevorstehenden Versammlung nur das zur Sprache kommen, was Eure Frommen weltliche, irdische Angelegenheiten nennen. Mir gefällt zwar, wie ich Euch nicht verhehlen will, diese Benennung, die Trennung von Weltlichem und Geistlichem, gar nicht. Ich

meine, wer das Weltliche auf die rechte Art behandelt, der richte es geistlich, ein rechtschaffener Wandel auf Erden sey der wahre himmlische Wandel. Doch dieß beiseite, so ist es allerdings Eure irdische Wohlfahrt, welche in Frankfurt berathen werden soll. Und da könntet Ihr nun möglicherweise mit einem sogenannten Frommen sogar recht angeführt seyn. Oder könnte ein solcher nicht füglich sagen: was schadet's, wenn die Leute hienieden recht geschoren werden? um so gewisser entleidet ihnen die arge Welt, und gelüstet es sie nach dem himmlischen Jerusalem. Was thut's, ob auch ihr Leib verdirbt, wenn ihre Seele im Feuer der Trübsal geläutert wird? Würde bei solcher himmlischen Gesinnung Euer Abgeordneter sehr eifrig seyn können, Euer irdisches Loos zu erleichtern? Dagegen kann die Anhänglichkeit eines Weltkindes an die Erde, an dieses Leben, Euch im vorliegenden Falle nur vortheilhaft seyn. Denn, ist er nur sonst ein rechtschaffener Mann, hat er nur ein Herz für die Leiden und Freuden seiner Mitmenschen, so wird ein solcher, statt Euch auf das Jenseits zu vertrösten, sich alle Mühe geben, Euch dieses irdische Leben so viel möglich zu erleichtern und zu verschönern.

Ja, meine Freunde! ich habe lange genug auf dem Lande gelebt, habe genug die Geschichte der Völker studirt, um zu wissen, daß der Ackerbau die Grundlage ist, auf welcher nicht allein Nahrung und Wohlstand, sondern auch Kraft und Sittlichkeit eines Volkes beruht; daß folglich, wenn dieses Fundament, der Bauernstand, sinkt, das ganze Staatsgebäude sich setzt und den Einsturz droht. Die Lasten mithin, welche Grund und Boden drücken, nach

Möglichkeit wegzuräumen, durch gleichere Vertheilung der Steuern zu machen, daß der Arbeiter auf dem Feld und im Weinberg seines Schweißes froh werde, daß ihm Zeit und Freudigkeit übrig bleibe, auch seinen Geist und sein Gemüth menschlich zu bilden — das wird die Grundaufgabe der Staatsweisheit bleiben, darauf wird auch Euer Abgeordneter in Frankfurt, um Eurem Vertrauen zu entsprechen, vorzüglich hinzuwirken haben; dazu wird aber kein Glaubensbekenntniß, sondern nur das erforderlich seyn, daß er Kopf und Herz auf dem rechten Flecke sitzen habe.

Fünfte Rede.

Gehalten vor der Hauptversammlung im Schloßhofe zu Ludwigsburg, am 24. April.

Meine Herren!

Wenn es sich um religiöse Fragen handelte; wenn davon die Rede wäre, durch eine Versammlung von Abgeordneten die Angelegenheiten der Kirche zu ordnen, den Glauben der Christenheit in einem Bekenntniß auszusprechen und die Form des Gottesdienstes festzustellen: so dürfen Sie mir so viel Takt und Einsicht zutrauen, daß ich nie als Bewerber um die Stelle eines solchen Abgeordneten vor Ihnen aufgetreten seyn würde. Denn ich bin mir allzuwohl bewußt, und habe seit einer Reihe von Jahren die Erfahrung gründlich machen können, daß meine religiöse Ueberzeugung nicht die der Mehrheit ist; daß ich folglich dieser Mehrheit auch nicht zumuthen kann, mich als ihren Vertreter zu einer solchen Versammlung abzuordnen. Nun handelt es sich aber nicht von einer religiösen, sondern von einer politischen Sendung; ein Reichstag, nicht eine Synode, soll in Frankfurt zusammentreten, die Angelegenheiten des

Staats, nicht der Kirche, sollen geordnet, eine Reichsverfassung, nicht eine Gottesdienstordnung entworfen werden. Ins Innere der religiösen Angelegenheiten wird der Reichstag in Frankfurt gar nicht eingreifen; nur an dem Einen Punkte wird er sie äußerlich streifen, wo es sich um das Verhältniß handelt, in welchem fortan die Kirchen zum Staate stehen sollen. Und das ist gerade ein Punkt, wo ich gewiß bin, daß ich und die überwiegende Mehrheit der Wähler ganz einerlei Meinung sind. Sie klagen über die bisherige Vermischung von Staat und Kirche — ich auch; sie wünschen Kirche und Cultus, die religiöse Ueberzeugung und deren Aeußerung, vom Staate freigegeben — dieß ist seit lange auch mein Begehren gewesen. Die geehrten Wähler können mir aus hundert Gründen ihre Stimme für die Abgeordnetenstelle nach Frankfurt versagen, sie können meine Kräfte unzureichend, meine Bildung zu unpraktisch finden u. dgl. — das sind Alles Dinge, die sich hören lassen: aber wenn sie mich aus religiöser Bedenklichkeit verwerfen, so handeln sie ihrem eigenen Grundsatze der Glaubensfreiheit zuwider. Oder wie stimmte das zusammen, wenn in dem neu zu ordnenden Staate zwar keiner um eines religiösen Bekenntnisses willen von irgend einem Rechte oder Amte sollte ausgeschlossen werden dürfen, das Mandat eines Abgeordneten zu der Versammlung aber, welche den Staat in diesem Sinne neu zu ordnen hat, sollte an ein Glaubensbekenntniß gebunden seyn? Nein, meine Freunde, auf dem Altare des Einen Vaterlandes wollen wir nicht nur unsere provinziellen Sonderinteressen, als Württemberger, Bayern u. s. w., opfern, sondern ebenso auch den alten religiösen

Hader, der unserem Vaterlande seit drei Jahrhunderten schon so manche Wunden geschlagen hat; alle wollen wir, Christ und Jude, Katholik und Protestant, Lichtfreund und Philosoph, einmüthig zum großen Werke zusammen wirken; und am wenigsten es uns einfallen lassen, irgend einen, der sich als Arbeiter an dem Baue des neuen Deutschlands anbietet, wenn er nur sonst tüchtig ist, um seiner religiösen Meinungen willen zurückzuweisen. Heuer vor 200 Jahren ist der westphälische Friede geschlossen worden, welcher dem 30jährigen Religionskrieg in Deutschland ein Ende machte, aber den Haß, das Mißtrauen, die Intoleranz und Engherzigkeit der religiösen Parteien fortbestehen ließ: zeigen wir, daß wir in 200 Jahren weiter gekommen sind, daß wir gelernt haben, jede ehrliche Ueberzeugung zu achten, und den rechtschaffenen Mann auch im Andersgläubigen nicht zu mißkennen.

Es thut mir leid, meine Herren, daß ich über einen Punkt so weitläufig geworden bin, der meiner Ueberzeugung nach dießmal gar nicht zur Sache gehört; allein die ganze Zeit her, seit ich mich auf dem Wahlkampfsplatz eingefunden habe, konnte ich bemerken, daß immer erst dieser Stein — der Stein des religiösen Anstoßes — weggeräumt werden mußte, ehe an ein Weiterkommen zu denken war; ja es wollte mir oft vorkommen, dieser Stein werde mir absichtlich von solchen immer wieder in den Weg gewälzt, die mir sonst nichts Erhebliches in den Weg zu legen wissen. Denn in der That, in Betreff des *politischen* Glaubensbekenntnisses glaube ich mich mit der Mehrheit der Wähler in völligem Einverständniß zu befinden. Fortschritt ohne

Umsturz ist mein Wahlspruch; es ist gewiß auch der Ihrige. Würde ich berufen, am deutschen Reichstage mitzuwirken, so würde mein Bestreben vor Allem darauf gerichtet seyn, der Einigung Deutschlands durch die Wahl eines Bundeshauptes einen festen Kern zu geben. Diesem Bundeshaupte würde ich im Interesse Deutschlands eine möglichst große Centralmacht zuzuwenden mich bemühen. Er müßte im Stande seyn, alle Sonderinteressen oder gar Sonderbundsgelüste der einzelnen Staaten und Fürsten mit starker Hand niederzuhalten, ohne jedoch diese einzelnen Staaten und Dynastien zu vernichten. Dazu müßten ihm sämmtliche deutsche Kriegsheere, in volksthümlicher Weise umgebildet und auf die Reichsverfassung beeidigt, zu Gebote stehen. Er müßte sich mit verantwortlichen Ministern umgeben, durch diese mit dem Fürstenrathe auf der einen, mit den gewählten Volksvertretern auf der andern Seite öffentlich verhandeln, unter Mitwirkung von beiden Ein Gesetzbuch, Eine Münz-, Maß- und Gewichtsordnung für ganz Deutschland aufstellen, öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren allenthalben einführen, mit dem Bande des Zollvereins alle deutschen Länder umschlingen, auf deutschen Schiffen die deutsche Flagge aufstecken, und dieser durch eine deutsche Kriegsflotte in allen Meeren und an allen Küsten Achtung verschaffen. Jeder Deutsche müßte fortan in sämmtlichen deutschen Staaten Aufenthalts- und Ansiedlungsrecht haben; kein Badener mehr aus Preußen, kein Württemberger mehr aus Oestreich ausgewiesen werden können. Alle Deutsche sollen gleiches Recht und Gericht haben, alle Standesprivilegien abgeschafft, alle Lasten von allen gleichmäßig

getragen werden. Um seiner Religion willen soll Keiner eines bürgerlichen Rechts verlustig gehen. Jude wie Christ soll, wenn er unbescholten ist, in der Gemeinde stimmen, soll, wenn ihn das Vertrauen seiner Mitbürger dazu beruft, nicht nur Gemeinderath und Ortsvorstand, sondern auch Abgeordneter, und wenn er seine Tüchtigkeit nachweist, Staatsbeamter jeder Art werden können. Auch die beschränkenden Ausnahmsgesetze gegen Wucher und Schacher sollen nicht ausschließlich gegen Juden, sondern nur gegen gewisse Erwerbsarten, treibe sie nun Christ oder Jude, gerichtet seyn. — Der Volksunterricht soll verbessert, praktischer, menschlicher eingerichtet, vom todten Gedächtnißkram immer mehr auf den Zweck der Geistes- und Herzensbildung hingelenkt, der Schullehrerstand gehoben und für seine saure Arbeit besser belohnt werden. — Dem Handel soll durch Niederwerfung aller Zollschranken, die noch innerhalb Deutschlands Land- und Wasserwege sperren, durch fortwährende Verbesserung der Straßen und Herabsetzung des Postporto, durch Eröffnung überseeischer Märkte, freiere Bahn und ein weiterer Spielraum verschafft, die Industrie durch verhältnißmäßige Zölle gegen das Ausland, insbesondere das Alles mit seinen Fabrikaten überschwemmende England, geschützt werden. Dazu bedarf aber der Tarif des Zollvereins einer durchgreifenden Aenderung, damit nicht mehr in Folge des zu niedrigen Zollsatzes auf Leinen- und Baumwollengespinnste schlesische Weber verhungern, nicht mehr in Folge des übermäßigen Kaffeezolls Tausende von Arbeitern der Branntweinpest anheimfallen. — Eine besondere Sorgfalt wird in dem erneuerten Deutschland dem Bauernstande zugewendet

werden müssen. Der Stand, der im Schweiße seines Angesichts den Acker, den Weinberg baut, ist die Wurzel nicht nur der Nahrung und des Wohlstandes, sondern auch der Kraft und Sittlichkeit aller andern. Wenn diese Wurzel krankt, so leidet der ganze Baum der Gesellschaft. Um Alles dürfen daher fortan nicht mehr unerschwingliche Abgaben dem Landmanne das Mark aussaugen. Die Grundlasten müssen nach dem billigsten Maßstabe unter Beihülfe des Staates abgelöst, Frohnen und andere unbillige Zumuthungen ohne Weiteres abgeschafft werden. Außer der Staats- und Gemeindesteuer soll der Bauer keine Abgaben mehr bezahlen dürfen, und jene Steuern selbst sollen noch dadurch ermäßigt werden, daß Capital und Einkommen in gleichem Maße wie Grundbesitz und Gewerbe zum Mittragen der Staats- und Gemeindelasten beigezogen wird. — Der Noth des untersten Standes, der Arbeiter, abzuhelfen, ist in unsern Tagen eine dringende Aufgabe geworden, bei deren Lösung die Ruhe aller andern Klassen, die Ordnung und Sicherheit des Staates überhaupt, betheiligt ist. Auf die gewaltsame Art, wie man dieß in Frankreich versucht, durch Abschneidung der Concurrenz, ist dieser Noth nicht abzuhelfen, so viel sieht man schon jetzt. Louis Blanc verfährt wie ein Charlatan, nicht wie ein gründlicher Arzt, und die verderblichen Folgen seiner falschen Curart werden nicht ausbleiben. Eins der solidern, obwohl für sich allein auch nicht ausreichenden Mittel gegen die Arbeiternoth ist schon genannt, es ist Hebung der Industrie durch angemessenen Zollschutz. Hätte der Tarif des Zollvereins deutsche Gewebe besser geschützt, so wären die schlesischen Weber

nicht verhungert. Ein anderes Linderungsmittel liegt in dem Princip der Association, mittelst dessen die Arbeiter, die Taglöhner sich wohlfeilere Kost in gesunden, Wartung und Pflege in kranken Tagen verschaffen können. Durch Beiträge der Arbeitgeber auf der einen und kleine Lohnabzüge auf der andern Seite werden sich unter Handreichung des Staates Hülfskassen für kranke und alte Arbeiter gründen lassen, und wenn wir Gemeindebacköfen schon erlebt haben, so hoffe ich auch noch Gemeindeküchen zu erleben. Auch die Auswanderung wird die Regierung, um Uebervölkerung und Massenarmuth zu verhüten, nicht wie bisher scheel ansehen und nur ungern dulden, sondern fördern, leiten und die ausgewanderten Kinder auch in der Ferne noch schützen müssen.

Meine Herren! Wie vieles ließe sich noch sagen über einen so großen, so reichen Stoff. Aber ich will das Maß der Zeit und der Aufmerksamkeit nicht überschreiten, das heute der Einzelne für sich in Anspruch nehmen kann. Nur eine Versicherung erlauben Sie mir noch zum Schlusse. Das Ergebniß Ihrer Wahl mag seyn, welches es will, so werde ich doch dieser acht Tage, die mich nach langen Jahren der Zurückgezogenheit wieder in lebendige Berührung mit dem Volke brachten, dem ich angehöre, lebenslang mit Freude gedenken, und die wohlthätige Erfrischung, die mir dadurch zu Theil geworden ist, auch in den engen und stillen Kreis mit hinübernehmen, in welchen ich jetzt zurückkehre.

Entgegnung

auf eine Rede des Dekans Christlieb.

Meine Freunde!

Die Pharisäer traten einmal zum Herrn und fragten ihn: Ist's recht, daß man dem Kaiser Zins gebe? Er sprach: Weiset mir die Zinsmünze. Und sie reichten ihm einen Groschen dar. Und er sprach zu ihnen: Weß ist das Bild und die Ueberschrift? Sie sprachen zu ihm: Des Kaisers. Da sprach er zu ihnen: So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.

So fragen auch unter Euch einige: Ist's recht, daß man den und den zum Reichstag in Frankfurt sende? Ich frage entgegen: Weß ist das Bild und die Ueberschrift dieses Reichstags? Ihr werdet mir antworten müssen: Des Kaisers; d. h. die Bestimmung des Reichstags ist eine politische. Darum sage ich euch: Wählet nach religiösen Rücksichten, wo es sich um die Religion handelt, aber nach politischen, wo es sich um Politik handelt.

Sechste Rede.

Gehalten auf dem Rathhausplatze in Ludwigsburg am 28. April.

Meine werthesten Freunde und Mitbürger!

Unerwartet für Euch wie für mich selbst erscheine ich noch einmal in Eurer Mitte. Ich hatte mich wieder in mein bisheriges Heimwesen zurückbegeben, weil ich es für schicklich und wohlgethan hielt, über die Tage der Wahl vom Schauplatze derselben entfernt zu seyn. Natürlich lebte ich noch ganz in der Erinnerung der merkwürdigen Woche, die ich in Eurer Mitte zugebracht hatte. Und indem ich nun sah und hörte, wie es an so manchen andern Orten zugeht, war ich ordentlich stolz auf mein liebes Ludwigsburg, auf die geordnete Haltung in seinen Versammlungen, auf das richtige Maß in seinen Bestrebungen. Um Alles bitte ich Euch, geliebte Mitbürger, bewahret diesen Ruhm. Es ist schwer, aber auch unvergleichlich schön, in einer Zeit des Umsturzes, des allgemeinen Taumels, sich nicht über die Grenzen des Rechten hinaus fortreißen zu lassen.

Ich verstehe Euch ganz wohl, liebe Mitbürger, ich

begreife, was Euch aufregt, Euch erbittert. Ihr wollet Euch lossagen von einer Sekte, welche seit einer Reihe von Jahren Eure gute Stadt immer enger umsponnen hat. Ihr wollet den Anhängern dieser Sekte zeigen, daß ihr Reich unter Euch zu Ende ist, daß Ihr der Zudringlichkeit ihrer Propaganda satt seyd, daß ihr neuester Uebergriff ihr letzter gewesen seyn soll. Ihr wollet es recht kräftig aussprechen, daß Ihr nichts haltet von einer Gottseligkeit, welche Feindseligkeit gegen Andersdenkende lehrt; von einer Demuth, die geistlicher Hochmuth ist; von Liebeswerken selbst, denen die parteisüchtige Absicht, die ihnen anhaftet, die Selbstgefälligkeit, mit der sie zur Schau getragen werden, den größten Theil ihres Werthes benimmt. Das wolltet Ihr erst zeigen? Aber, meine Freunde, Ihr habt es ja schon gezeigt. Daß Ihr mich hieher beriefet, daß Ihr für den wichtigen Posten in Frankfurt mich mit Eurem Vertrauen beehrtet, daß Ihr Diejenigen nicht anhörtet, welche aus angeblich religiösen Gründen Euer Mißtrauen gegen mich zu erregen suchten, — damit habt Ihr ja Eure Meinung deutlich genug zu erkennen gegeben. Was wollt Ihr also weiter? Ist es nicht genug, wenn Ihr der Denkart jener Partei fortan keinen Eingang mehr bei Euch und Euren Familien gestattet? Wenn Ihr in Eurem Leben beurkundet, daß die Religion des Rechtthuns, nicht des Kopfhängens, der Liebe, nicht des Hasses, die Eurige ist? Seyd Ihr dazu entschlossen, so könnt Ihr jene Leute ruhig unter Euch wohnen lassen; denn sie können Euch nichts mehr schaden. Seit dem großen Umschwung der öffentlichen Dinge, den wir erlebt haben, ist es um ihre Herrschaft ohnehin geschehen.

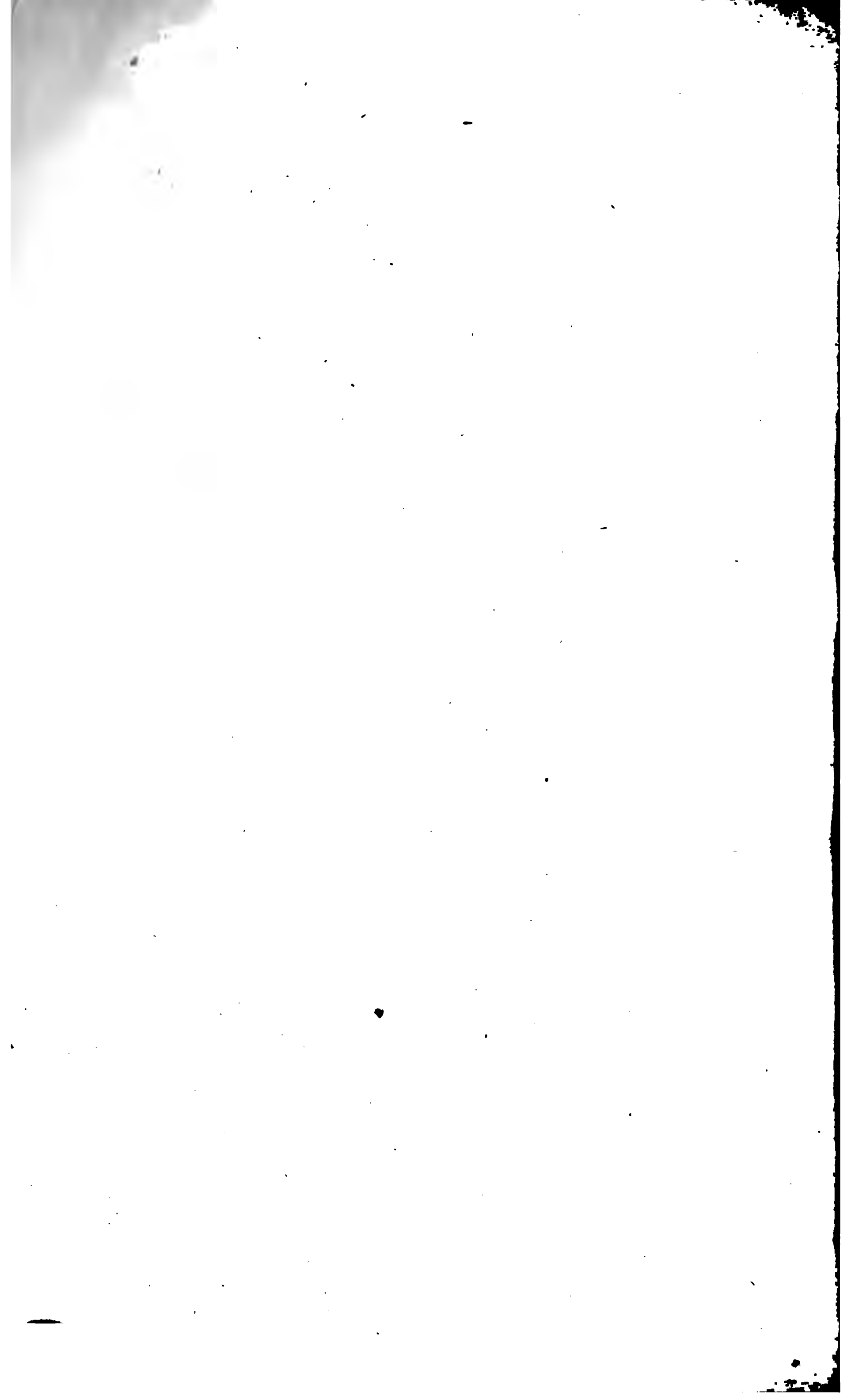
Das spüren sie wohl; darum regen sie sich so. Sie haben diese Zeit nicht gewollt, wie einer ihrer Anführer uns in diesen Tagen wiederholt gestanden hat: darum will die Zeit auch sie nicht mehr. Nur in einer dumpfen unfreien Zeit hat sich jene Denkart so tief einnisten, so weit ausbreiten können: in der neuen und freien Zeit wird sie sich von selbst verlieren, wie Motten sich verlieren, wo frische Luft durchstreichen kann. Denn nur von einer gewissen Sinnesart, nicht von den Menschen, welche ihre Träger sind, spreche ich; wir können und sollen jene bekämpfen, und doch diese als Brüder dulden und lieben, da wir ja kein Recht haben, sie für unverbesserlich zu halten.

Wie oft habe ich in diesen letzten Tagen an die Bewegung zurückdenken müssen, deren Veranlassung vor neun Jahren meine Berufung nach Zürich war. Seit diesen neun Jahren hat sich das Rad der Zeit umgedreht. Was damals unten lag, steht jetzt oben. Wie damals meine Anhänger, so werden jetzt meine Gegner angefochten. Aber, liebe, theure Ludwigsburger, — was damals aufgehetzte Seebauern meinen Anhängern thaten, was jüngst irregeleitete Aelpler meinem Freunde Vischer anthun wollten — nein, das oder auch nur entfernt etwas dergleichen werdet Ihr gewiß nicht gegen unsre Widersacher unternehmen, oder auch nur zulassen wollen. Wie könntet Ihr auch im Namen der Freiheit, die Ihr Euch zum Banner erkoren habt, unterdrücken, im Namen des Rechts Unrecht thun, im Namen der deutschen Einheit Zwietracht säen wollen? Nein, meine Freunde, Unrecht bleibt Unrecht, für oder gegen wen es auch immer verübt werden möge. Gewalt und Unordnung

fördern die Freiheit nicht; sie beflecken nur ihren Glanz, verkürzen ihre Dauer. Und vollends im gegenwärtigen Augenblick, wo der äußere Feind vor den Thoren steht, sollten sich deutsche Bürger gegenseitig als Feinde gegenübertreten? Müssen wir nicht alle kleinlichen Zerwürfnisse vergessen in einer Zeit, wo die einzige Losung gilt: das Vaterland zu erretten? Also um der Sache willen, der Ihr dienet, um Eures eigenen Ruhmes und Vortheils willen, liebe Mitbürger, haltet Euch in den Schranken des Gesetzes. Bleibet ruhig und einig, selbst auf den mehr als wahrscheinlichen Fall, daß Eure Mehrheit in dem Wahlkampf unterliegen sollte. Die Schlacht ist moralisch dennoch nicht verloren; das wird sich bald genug zeigen, und um so gewisser, je musterhafter Ihr Euch halten werdet. Was aber mich betrifft, so ist kein einzelner Mann jemals so viel werth, daß es sich verlohnte, um seinetwillen Ordnung und Eintracht zu stören. Durch meine ganze Wirksamkeit in Frankfurt würde ich nicht im Stande seyn, den Schaden gut zu machen, welchen ein Exceß oder eine Spaltung in dieser Stadt, auf die jetzt so viele Blicke sich richten, der guten Sache bringen könnte. Aber thut es, ich bitte Euch, auch mir zu Gefallen, und bleibet ruhig. Daß jener Züricher Aufstand sich an meinen Namen knüpft, das schändet diesen nicht, weil meine Gegner es waren, die sich an ihrer selbstgewählten Obrigkeit vergriffen: aber wenn es jetzt hier zu augenblicklichen Thätlichkeiten oder bleibenden Zerwürfnissen käme, so würde alle Welt mit Fingern auf mich deuten, weil meine Gönner und Anhänger, und damit ich selbst, als die Urheber davon gelten würden.

Das werdet Ihr mir nicht zu Leide thun, den Flecken meinem Namen nicht anhängen wollen; denn Ihr habt mir bewiesen, daß ich Euch werth bin, daß Ihr meine Ehre als die Eurige betrachtet, wie ich es mir zur Ehre schätze, ein Ludwigsburger Bürgerskind zu seyn.

— — — —



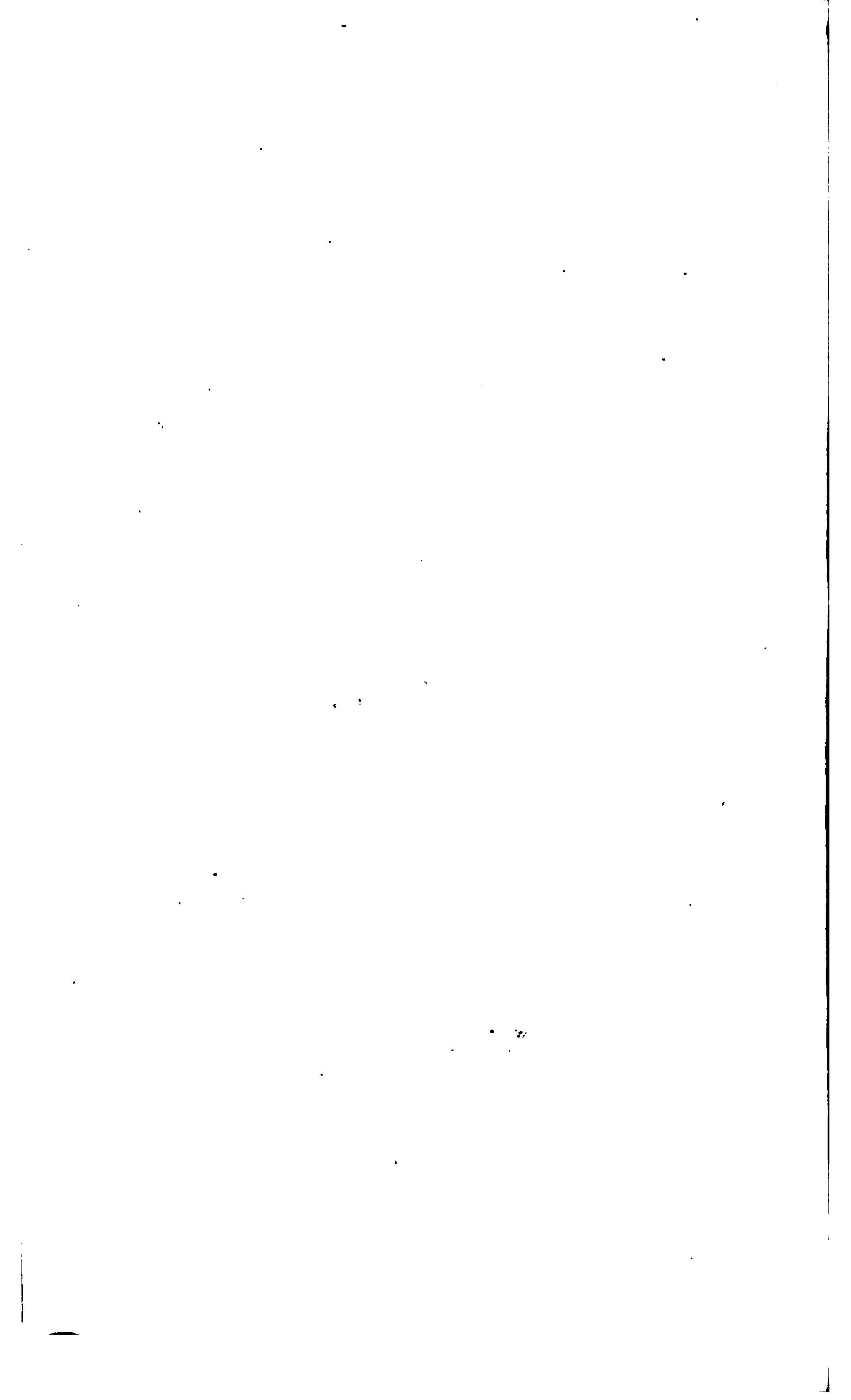
Der politische
und
der theologische Liberalismus.

Von

D. F. Strauß.

(Abgedruckt aus der Reform, herausgegeben v. G. A. Wislicenus.
1848. 3. Heft.)

Halle 1848.
C. A. Kümmel.
G. C. Knapp.



Seit der politisch=nationalen Anregung, die sich neuerdings unter den Deutschen verspüren läßt, hat man deren alten Hang zu religiösen und theologischen Kämpfen, der sich nicht alsbald verlieren wollte, hie und da unbequem gefunden. Als Ursache und Wirkung unserer politischen Verkommenheit, schien es, mußte er vor Allem abgethan werden, wenn an ein politisches Aufkommen sollte zu denken sein. Daher die überraschende Erscheinung, daß die Reformation, welche drei Jahrhunderte lang der Stolz des durch sie wiedergeborenen Theils von Deutschland gewesen war, neuestens von politischen Schriftstellern als die Ursache der politischen Zerreißung und Unmacht des deutschen Reiches mit Ungunst angesehen wird; daß protestantische Geschichstschreiber des dreißigjährigen Krieges, statt, wie bisher, den Schwedenkönig, den Oestreichischen Ferdinand zu ihrem Helden machen, weil sie politische Einheit und Stärke lieber auf Kosten der Geistesfreiheit kaufen möchten, als umgekehrt. Mit doppeltem Nachdruck aber werden für die Gegenwart die Deutschen gemahnt, ihre confessionellen und sonstigen religiösen Zänkereien eine Weile ruhen zu lassen, sich einmal nicht mehr als Katholiken und Protestanten, sondern als Deutsche zu fühlen, nicht länger für oder wider Dogmen und Bekenntnisse, sondern

wie Ein Mann für des gemeinsamen Vaterlands Einigung, Stärke nach außen, Freiheit im Innern, zu ringen und zu streiten. Ein mit Recht hochangesehenes Organ des politischen Liberalismus hat in seinem Programm offen erklärt, die kirchlichen Angelegenheiten nur vom politischen Standpunkte aus betrachten, und daher eben sowohl dem confessionellen Hader entgegen wirken, als den philosophischen Radicalismus von der Hand weisen zu wollen. So redlich die deutsche Zeitung das letztere Versprechen gehalten hat, und gewiß immer halten wird, so lange der ausgezeichnete Historiker an ihrer Spitze steht, dessen Gesinnungen gegen die Philosophie bekannt sind, — so schwer ist ihr mitunter das andere geworden, den Gegensatz der Confessionen nicht zu reizen; ja in der neuesten Schweizer-Angelegenheit hat sich gezeigt, daß eine solche indifferente Stellung gar nicht durchführbar ist.

Manches ließe sich überhaupt gegen diese ganze Richtung einwenden: jenen Historikern wäre die Frage vorzulegen, ob sie so sicher seien, sich nicht zu verrechnen, wenn sie die deutsche Geistes- und Gemüthsbildung gegen Frankreichs politische Größe und Stärke hingeben möchten? ob sie sich zu entscheiden getrauen, was möglicher und wünschenswerther sei, die Kraft der staatlichen Einheit nach der individuellen Ausbildung, wie wir Deutsche sie erwarten, oder diese nach jener, wie sie unsern Nach-

barn erst noch in Aussicht steht? Diese Politiker aber könnte die Wissenschaft fragen, ob es erlaubt sei, die Frage nach der Wahrheit ohne Weiteres in der anderen nach der Möglichkeit und Zuträglichkeit aufgehen zu lassen? die deutsche Nation könnte sie fragen, mit welchem Rechte und welcher Hoffnung auf Erfolg eine ihrer Grundrichtungen, die Neigung zu religiöser Forschung, ihr nun auf einmal untersagt werden wolle? — Doch, dies Alles bei Seite, steht so viel fest: Wer einen vorhandenen Gegensatz ausgleichen, oder einer Ausgleichung entgegen führen will, der muß demselben ein Drittes bieten, worin er sich auflöst. Dazu ist aber vor Allem erforderlich, daß dieses Dritte den zwei feindlichen Gegensätzen im Allgemeinen gleichartig sei. Eine politische Idee wird nie im Stande sein, einen religiösen Gegensatz auszugleichen. Unterdrücken mag sie wohl die eine Seite, wie in Frankreich, in Spanien das Streben nach politischer Einigung den Protestantismus unterdrückt hat; aber naturgemäß und freiwillig auflösen wird sich ein Gegensatz, der das innerste Verhalten des Gemüths zu sich selbst betrifft, immer nur in einer neuen Form desselben Verhaltens. So wäre das römische Weltreich für sich nicht im Stande gewesen, den Gegensatz zwischen Heidenthum und Judenthum auszugleichen; aber in das Christenthum sehen wir beide Seiten eingehen, und — obwohl nach heftigen Kämpfen — sich

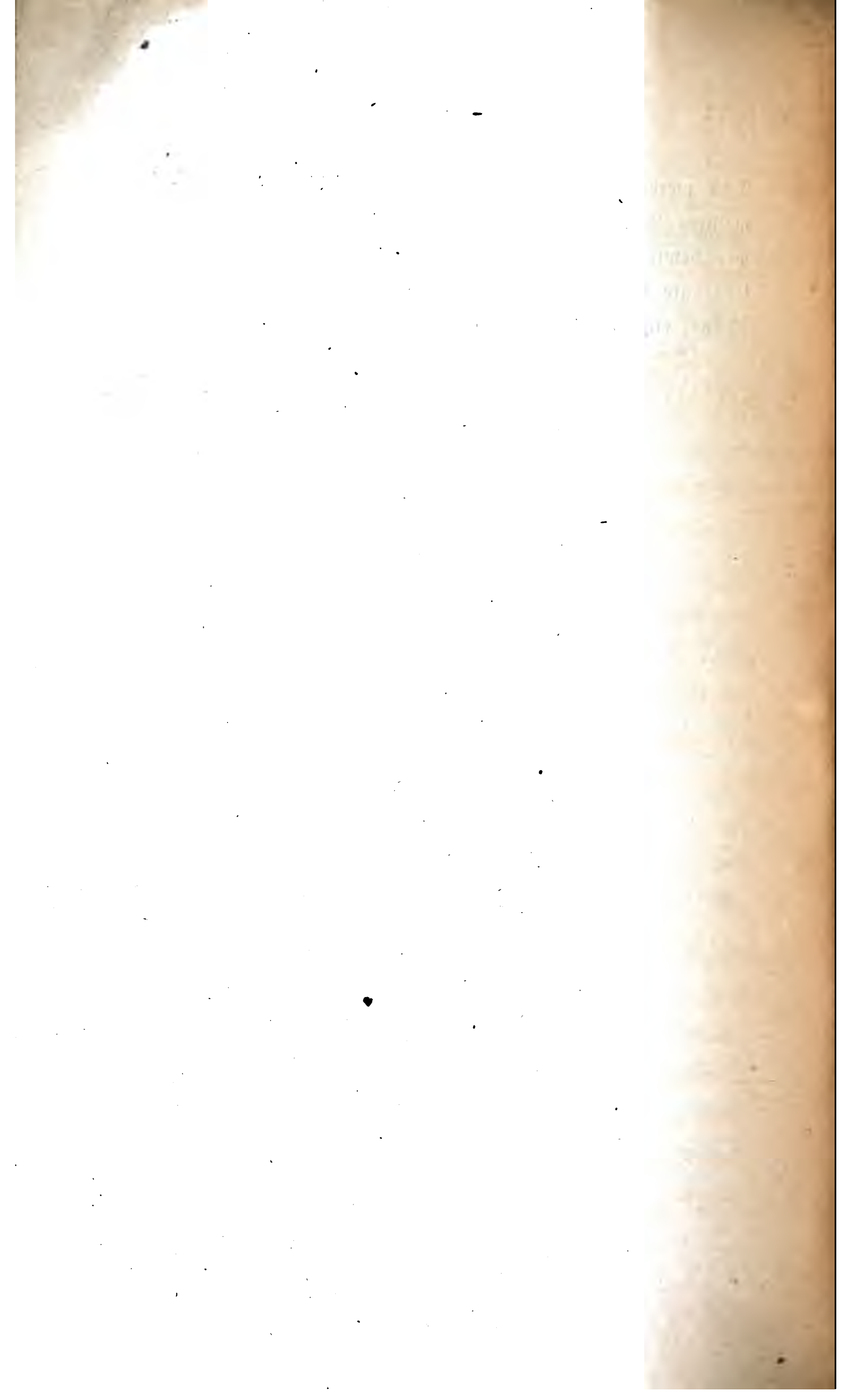
begreife, was Euch aufregt, Euch erbittert. Ihr wollet Euch lossagen von einer Sekte, welche seit einer Reihe von Jahren Eure gute Stadt immer enger umsponnen hat. Ihr wollet den Anhängern dieser Sekte zeigen, daß ihr Reich unter Euch zu Ende ist, daß Ihr der Zudringlichkeit ihrer Propaganda satt seyd, daß ihr neuester Uebergriff ihr letzter gewesen seyn soll. Ihr wollet es recht kräftig aussprechen, daß Ihr nichts haltet von einer Gottseligkeit, welche Feindseligkeit gegen Andersdenkende lehrt; von einer Demuth, die geistlicher Hochmuth ist; von Liebeswerken selbst, denen die parteisüchtige Absicht, die ihnen anhaftet, die Selbstgefälligkeit, mit der sie zur Schau getragen werden, den größten Theil ihres Werthes benimmt. Das wolltet Ihr erst zeigen? Aber, meine Freunde, Ihr habt es ja schon gezeigt. Daß Ihr mich hieher beriefet, daß Ihr für den wichtigen Posten in Frankfurt mich mit Eurem Vertrauen beehrtet, daß Ihr Diejenigen nicht anhörtet, welche aus angeblich religiösen Gründen Euer Mißtrauen gegen mich zu erregen suchten, — damit habt Ihr ja Eure Meinung deutlich genug zu erkennen gegeben. Was wollt Ihr also weiter? Ist es nicht genug, wenn Ihr der Denkart jener Partei fortan keinen Eingang mehr bei Euch und Euren Familien gestattet? Wenn Ihr in Eurem Leben beurkundet, daß die Religion des Rechtthuns, nicht des Kopfhängens, der Liebe, nicht des Hasses, die Eurige ist? Seyd Ihr dazu entschlossen, so könnt Ihr jene Leute ruhig unter Euch wohnen lassen; denn sie können Euch nichts mehr schaden. Seit dem großen Umschwung der öffentlichen Dinge, den wir erlebt haben, ist es um ihre Herrschaft ohnehin geschehen.

Das spüren sie wohl; darum regen sie sich so. Sie haben diese Zeit nicht gewollt, wie einer ihrer Anführer uns in diesen Tagen wiederholt gestanden hat: darum will die Zeit auch sie nicht mehr. Nur in einer dumpfen unfreien Zeit hat sich jene Denkart so tief einnisten, so weit ausbreiten können: in der neuen und freien Zeit wird sie sich von selbst verlieren, wie Motten sich verlieren, wo frische Luft durchstreichen kann. Denn nur von einer gewissen Sinnesart, nicht von den Menschen, welche ihre Träger sind, spreche ich; wir können und sollen jene bekämpfen, und doch diese als Brüder dulden und lieben, da wir ja kein Recht haben, sie für unverbesserlich zu halten.

Wie oft habe ich in diesen letzten Tagen an die Bewegung zurückdenken müssen, deren Veranlassung vor neun Jahren meine Berufung nach Zürich war. Seit diesen neun Jahren hat sich das Rad der Zeit umgedreht. Was damals unten lag, steht jetzt oben. Wie damals meine Anhänger, so werden jetzt meine Gegner angefochten. Aber, liebe, theure Ludwigsburger, — was damals aufgehetzte Seebauern meinen Anhängern thaten, was jüngst irregeleitete Aelpler meinem Freunde Vischer anthun wollten — nein, das oder auch nur entfernt etwas dergleichen werdet Ihr gewiß nicht gegen unsre Widersacher unternehmen, oder auch nur zulassen wollen. Wie könntet Ihr auch im Namen der Freiheit, die Ihr Euch zum Banner erkoren habt, unterdrücken, im Namen des Rechts Unrecht thun, im Namen der deutschen Einheit Zwietracht säen wollen? Nein, meine Freunde, Unrecht bleibt Unrecht, für oder gegen wen es auch immer verübt werden möge. Gewalt und Unordnung

fördern die Freiheit nicht; sie beflecken nur ihren Glanz, verkürzen ihre Dauer. Und vollends im gegenwärtigen Augenblick, wo der äußere Feind vor den Thoren steht, sollten sich deutsche Bürger gegenseitig als Feinde gegenübertreten? Müssen wir nicht alle kleinlichen Zerwürfnisse vergessen in einer Zeit, wo die einzige Losung gilt: das Vaterland zu erretten? Also um der Sache willen, der Ihr dienet, um Eures eigenen Ruhmes und Vortheils willen, liebe Mitbürger, haltet Euch in den Schranken des Gesetzes. Bleibet ruhig und einig, selbst auf den mehr als wahrscheinlichen Fall, daß Eure Mehrheit in dem Wahlkampf unterliegen sollte. Die Schlacht ist moralisch dennoch nicht verloren; das wird sich bald genug zeigen, und um so gewisser, je musterhafter Ihr Euch halten werdet. Was aber mich betrifft, so ist kein einzelner Mann jemals so viel werth, daß es sich verlohnte, um seinetwillen Ordnung und Eintracht zu stören. Durch meine ganze Wirksamkeit in Frankfurt würde ich nicht im Stande seyn, den Schaden gut zu machen, welchen ein Exceß oder eine Spaltung in dieser Stadt, auf die jetzt so viele Blicke sich richten, der guten Sache bringen könnte. Aber thut es, ich bitte Euch, auch mir zu Gefallen, und bleibet ruhig. Daß jener Züricher Aufstand sich an meinen Namen knüpft, das schändet diesen nicht, weil meine Gegner es waren, die sich an ihrer selbstgewählten Obrigkeit vergriffen: aber wenn es jetzt hier zu augenblicklichen Thätlichkeiten oder bleibenden Zerwürfnissen käme, so würde alle Welt mit Fingern auf mich deuten, weil meine Gönner und Anhänger, und damit ich selbst, als die Urheber davon gelten würden.

Das werdet Ihr mir nicht zu Leide thun, den Flecken meinem Namen nicht anhängen wollen; denn Ihr habt mir bewiesen, daß ich Euch werth bin, daß Ihr meine Ehre als die Eurige betrachtet, wie ich es mir zur Ehre schätze, ein Ludwigsburger Bürgerskind zu seyn.



Der politische

und

der theologische Liberalismus.

Von

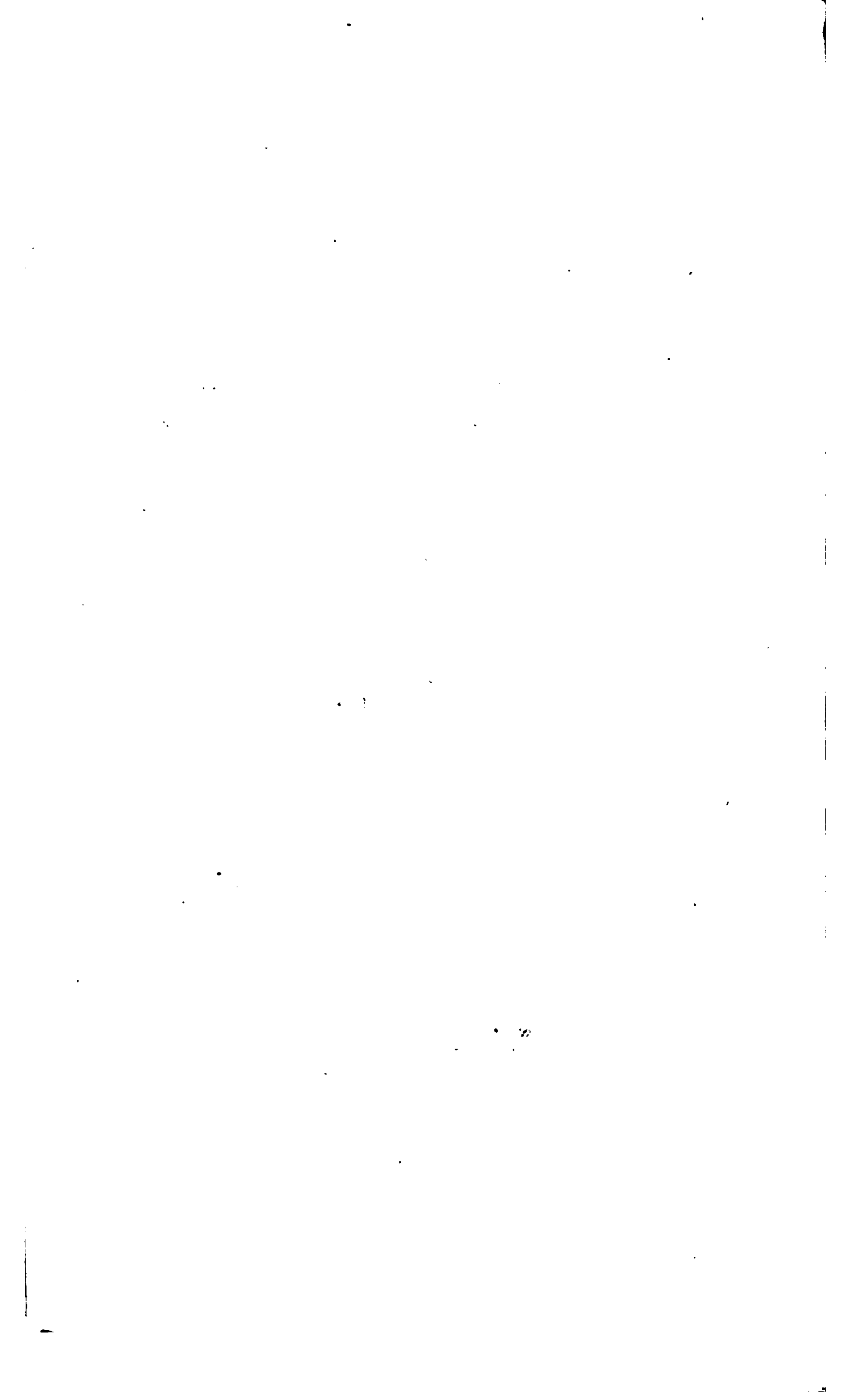
D. F. Strauß.

(Abgedruckt aus der Reform, herausgegeben v. G. A. Wislicenus. 1848. 3. Heft.)

Halle 1848.

C. A. Kümmel.

G. C. Knapp.



Seit der politisch=nationalen Anregung, die sich neuerdings unter den Deutschen verspüren läßt, hat man deren alten Hang zu religiösen und theologischen Kämpfen, der sich nicht alsbald verlieren wollte, hie und da unbequem gefunden. Als Ursache und Wirkung unserer politischen Verkommenheit, schien es, mußte er vor Allem abgethan werden, wenn an ein politisches Aufkommen sollte zu denken sein. Daher die überraschende Erscheinung, daß die Reformation, welche drei Jahrhunderte lang der Stolz des durch sie wiedergeborenen Theils von Deutschland gewesen war, neuestens von politischen Schriftstellern als die Ursache der politischen Zerreißung und Unmacht des deutschen Reiches mit Ungunst angesehen wird; daß protestantische Geschichstschreiber des dreißigjährigen Krieges, statt, wie bisher, den Schwedenkönig, den Oestreichischen Ferdinand zu ihrem Helden machen, weil sie politische Einheit und Stärke lieber auf Kosten der Geistesfreiheit kaufen möchten, als umgekehrt. Mit doppeltem Nachdruck aber werden für die Gegenwart die Deutschen gemahnt, ihre confessionellen und sonstigen religiösen Zänkereien eine Weile ruhen zu lassen, sich einmal nicht mehr als Katholiken und Protestanten, sondern als Deutsche zu fühlen, nicht länger für oder wider Dogmen und Bekenntnisse, sondern

wie Ein Mann für des gemeinsamen Vaterlands Einigung, Stärke nach außen, Freiheit im Innern, zu ringen und zu streiten. Ein mit Recht hochangesehenes Organ des politischen Liberalismus hat in seinem Programm offen erklärt, die kirchlichen Angelegenheiten nur vom politischen Standpunkte aus betrachten, und daher eben sowohl dem confessionellen Hader entgegen wirken, als den philosophischen Radicalismus von der Hand weisen zu wollen. So redlich die deutsche Zeitung das letztere Versprechen gehalten hat, und gewiß immer halten wird, so lange der ausgezeichnete Historiker an ihrer Spitze steht, dessen Gesinnungen gegen die Philosophie bekannt sind, — so schwer ist ihr mitunter das andere geworden, den Gegensatz der Confessionen nicht zu reizen; ja in der neuesten Schweizer-Angelegenheit hat sich gezeigt, daß eine solche indifferente Stellung gar nicht durchführbar ist.

Manches ließe sich überhaupt gegen diese ganze Richtung einwenden: jenen Historikern wäre die Frage vorzulegen, ob sie so sicher seien, sich nicht zu verrechnen, wenn sie die deutsche Geistes- und Gemüthsbildung gegen Frankreichs politische Größe und Stärke hingeben möchten? ob sie sich zu entscheiden getrauen, was möglicher und wünschenswerther sei, die Kraft der staatlichen Einheit nach der individuellen Ausbildung, wie wir Deutsche sie erwarten, oder diese nach jener, wie sie unsern Nach-

barn erst noch in Aussicht steht? Diese Politiker aber könnte die Wissenschaft fragen, ob es erlaubt sei, die Frage nach der Wahrheit ohne Weiteres in der anderen nach der Möglichkeit und Zuträglichkeit aufgehen zu lassen? die deutsche Nation könnte sie fragen, mit welchem Rechte und welcher Hoffnung auf Erfolg eine ihrer Grundrichtungen, die Neigung zu religiöser Forschung, ihr nun auf einmal untersagt werden wolle? — Doch, dies Alles bei Seite, steht so viel fest: Wer einen vorhandenen Gegensatz ausgleichen, oder einer Ausgleichung entgegen führen will, der muß demselben ein Drittes bieten, worin er sich auflöst. Dazu ist aber vor Allem erforderlich, daß dieses Dritte den zwei feindlichen Gegensätzen im Allgemeinen gleichartig sei. Eine politische Idee wird nie im Stande sein, einen religiösen Gegensatz auszugleichen. Unterdrücken mag sie wohl die eine Seite, wie in Frankreich, in Spanien das Streben nach politischer Einigung den Protestantismus unterdrückt hat; aber naturgemäß und freiwillig auflösen wird sich ein Gegensatz, der das innerste Verhalten des Gemüths zu sich selbst betrifft, immer nur in einer neuen Form desselben Verhaltens. So wäre das römische Weltreich für sich nicht im Stande gewesen, den Gegensatz zwischen Heidenthum und Judenthum auszugleichen; aber in das Christenthum sehen wir beide Seiten eingehen, und — obwohl nach heftigen Kämpfen — sich

doch endlich neutralisiren. In Christo, sagte der Heidenapostel, gilt weder Beschneidung noch Vorhaut, sondern eine neue Kreatur: — der bisherige Gegensatz wird gleichgültig, weil ein gemeinsames Höheres geboten ist, in welchem sich beide Theile auf tiefere Weise befriedigt finden.

Der Einheit nun, unter welcher der politische Liberalismus unserer Tage die getrennten Confessionen sammeln möchte, geht eben diese Gleichartigkeit ab. Dem religiösen Gegensatze wird ein politischer Einigungspunkt geboten. Ein solcher aber läßt jenen Gegensatz innerlich und wesentlich wie er ist, und kann höchstens äußerlich und vorübergehend ein Zusammentreffen, ein Vergessen der religiösen Streitpunkte, herbeiführen. Als das Fremdenjoch wieder unerträglich und nun auch brüchig geworden war, da freilich fühlten sich und handelten Katholiken wie Protestanten nur als Deutsche: aber mit dem Verschwinden der Noth traten auch die alten Gegensätze wieder auf. Eine solche Noth ist für jetzt nicht vorhanden, darum auch die politische Friedenspredigt an die Confessionen vorerst verloren. Brennt auch der Zunder der Zwietracht im Augenblick nicht, so glimmt er doch unter der Asche fort, und der kleinste Luftzug reicht hin, ihn von Neuem in Flammen zu setzen. Daß darunter das Vaterland empfindlich leidet, ist nur allzu wahr. Die Erfahrung, von unserem dreißigjährigen Krieg an bis zum neuesten, glück-

licherweise nicht einmal dreißigtägigen in der Schweiz, bestätigt es. Aber auch im Frieden verzehren sich die Kräfte in blindem Gegenstreben, statt im Zusammenwirken fruchtbar für das Ganze zu werden.

Will man also zum politischen Nutz und Frommen der Nation ihre religiöse Stellung heben, so muß man religiöse Gegenmittel in Bereitschaft haben. Deutschlands confessionellen Bruch heilt der Zollverein nicht, und selbst in einem deutschen Reichsparlament, wenn wir eins hätten, würde er noch hemmend fortwirken, falls er nicht anderweit gehoben wäre. Doch auch unter den Versuchen mit gleichartigen Mitteln weisen sich gerade diejenigen, welche die unschädlichsten und somit rathsamsten zu sein scheinen, von vorn herein als unzulänglich aus. Bedauert man, aus einander gekommen zu sein, so scheint nichts einfacher, als beiderseits die Wege bis auf den Punkt, wo sie sich geschieden haben, zurück zu messen, und sich dort friedlich die Hände zu reichen. Daher die gut gemeinten Vorschläge und Versuche, den Glauben und die Kirche der ersten Jahrhunderte, ja gar das apostolische Christenthum selbst wieder herzustellen. Oder wem hierin der Widersinn einer versuchten Rückkehr in Mutterleib offenbar ist, der hält doch vielleicht auf dem Standpunkte der Gegenwart eine Ausgleichung in der Art für möglich, daß jeder Theil dem anderen diejenigen Eigenthümlichkeiten preis-

gebe, welche diesem die anstößigsten sind. Allein in der Regel zeigt es sich, daß dem Katholiken diejenigen seiner Bräuche und Satzungen, welche den Protestanten am meisten abstoßen, besonders am Herzen liegen — und ebenso auf der anderen Seite. Um eine Einigung zu erzielen, müßte beiden Theilen, wie schon bemerkt, ein verwandtes Drittes geboten werden, in welchem sie sich so befriedigt fänden, daß sie damit über jene Differenzpunkte von selbst hinaus gehoben werden. Dieses Dritte aber dürfte weder rückwärts von den beiden Entzweiten gesucht werden, da sie ja darüber schon hinaus wären, noch auf gleicher Linie mit ihnen, da sonst aus zwei Parteien nur drei würden; sondern vorwärts müßte es liegen, so daß ihre natürliche Fortentwickelung sie demselben entgegen führte, und doch zugleich über ihrem bisherigen Standpunkte, so daß er ihnen nicht ohne einen Aufschwung erreichbar wäre: in ähnlicher Weise, wie sich seiner Zeit zu Heidenthum und Judenthum das Christenthum verhielt.

Nichts wird bei jetziger Aufregung des nationalen Selbstgefühls unter den Deutschen von protestantischer Seite dem Katholicismus mehr verargt, als sein Gravitiren nach einem ausländischen Schwerpunkte, sein Ultramontanismus. Die Zumuthung, diesem zu entsagen, wie sie im Aufkommen des Deutschkatholicismus lag, ist von katholischer Seite zurück gewiesen worden; aber auch die protestanti-

sche Kirche hat die dargereichte Hand nicht angenommen; kaum daß ein versprengtes Häuflein protestantischer Lichtfreunde Lust empfand, mit den Deutschkatholiken gemeinschaftliche Sache zu machen. Allein es haben auch bis jetzt weder die Katholiken noch die protestantischen Dissidenten das rechte Wort gesprochen, vor welchem beide herrschende Confessionen sich als Sünder und des wahren Ruhmes mangelnd bekennen müßten. Macht der Protestant dem Katholiken die Abhängigkeit von einem ausländischen Oberhaupte zum Vorwurf, so ist dessen einzig fruchtbare und weiterführende Entgegnung die, daß ja vielmehr beide Theile sich von einem religiösen Princip abhängig bekennen, das in einem fremden Welttheil, im fernen Asien, nicht blos zufällig seine Heimath hat, sondern wesentlich orientalischer Natur ist. Der Protestantismus ist also so gut ultramontan und selbst ultramarin als der Katholicismus, diese Ausländerei aber nur die Außenseite davon, daß überhaupt der Christ den Leitstern seines Handelns wie die Bürgschaft seiner Glückseligkeit außer sich sucht.

Gegen fremdländische Producte nun freilich haben wir Deutschen, bei der Rauheit unseres Himmelstrichs und der ursprünglichen Unergiebigkeit unseres Bodens keine Ursache, spröde zu thun. Wären der Weinstock und edleres Obst nicht aus milderen Zonen zu uns eingewandert, so müßten wir uns mit den Holzäpfeln und Holzbirnen begnü-

gen, die bei uns zu Hause sind. Ebenso wohl ist uns die griechische Kunst und Wissenschaft bekommen, welche die Römer unserem Volksstamm eingeimpft haben. So können wir auch die auswärts eingeführte Religion nicht aus unserer Entwickelungsgeschichte hinweg wünschen; das aber können wir wünschen, daß sie sich im richtigeren Verhältniß zu jenen übrigen ausländischen Bildungselementen, so wie zu der Eigenthümlichkeit unseres Volksstamms entwickelt haben möchte. Die griechische und römische Poesie ist zwar die Lehrerin der unsrigen gewesen; aber aus dieser Schule hervorgegangen, haben unsere großen Dichter, in Gemäßheit des jetzigen Weltalters und Nationalität, durchaus eigenthümliche Bahnen betreten. Der Anstoß zur Philosophie und Naturforschung, welchen allerdings die nordischen Völker ursprünglich dem Plato und Aristoteles verdanken, ist durch selbstständige Fortschritte und Leistungen beinahe in Vergessenheit gebracht. Selbst das Recht, das die Römer uns aufgelegt haben, wird in immer weiteren Kreisen durch nationale Grundsätze und Formen theils überbaut, theils ersetzt. Nur in Betreff der Religion sollen jene asiatisch-afrikanischen Satzungen — außer den biblischen Schriften, auch noch das sogenannte apostolische und das athanasianische Symbol — in unverbrüchlicher Geltung bleiben.

Und doch werden mit jedem Tage die Collisionen die-

ses asiatischen Princips theils mit dem uns gleichfalls eingeimpften europäisch-griechischen, theils mit dem eigenthümlich nationalen, häufiger und tiefer. Ist dem Asiaten die Natur nur ein löcheriger Vorhang, durch welchen er es ganz in Ordnung findet, jeden Augenblick den Finger des dahinter stehenden Gottes hervor langen zu sehen: so haben wir, angeregt von den Griechen, durch eigenes Beobachten und Nachdenken gelernt, die Natur als eine enggeschlossene Kette von Ursachen und Wirkungen zu betrachten, deren Zusammenhang durch jeden Eingriff von außen her zerstört werden müßte. D. h. unsere occidentalische Bildung schließt das Wunder aus, welches das Element unserer orientalischen Religion ist; aber ungeachtet beide Stimmen gleichen Anspruch haben, gehört zu werden, soll doch gerade die uns näher liegende europäische nicht aufkommen. Nun tritt der Arzt, der die Woche über in Spitälern und Krankenstuben die gründliche Erfahrung gemacht hat, welch ein tiefsitzendes Uebel schon eine Flechte oder Krätze ist, und welches langwierige und zusammengesetzte Verfahren zu ihrer Vertilgung erfordert wird, am Sonntag in die Kirche und hört da eine Geschichte verlesen, wie damals in Asien gar ein Aussätziger — und zehn Aussätzige — durch ein bloßes Wort augenblicklich geheilt worden seien. Wird der kundige Mann sich dabei erbauen, oder die Achsel zucken? Und wenn dann der Prediger davon Gelegenheit nimmt,

die Macht und Herrlichkeit seines Gottes und Gottes-sohnes zu preisen: werden das nicht dem Arzte ganz fremde Götter sein, der längst gewohnt ist, eben die Gesetzmäßigkeit der Natur, die auch in der Krankheit und ihrem nur stufenweisen Weichen sich zeigt, als das Göttliche zu verehren? Oder der Staatsmann, wenn er sich in schwieriger Zeit an dem Problem müde gearbeitet hat: woher nehmen wir Brod für so viele? und er muß nun in der Kirche die Geschichte von der Speisung mehrerer Tausend Menschen mit fünf Broden anhören: was kann er mit dieser Weisheit machen? Ja, selbst im Jugendunterricht arbeiten sich Kirche und Schule, Sonntag und Werkeltag geradezu entgegen, wenn hier auseinander gesetzt wird, warum der menschliche Körper im Wasser untersinkt, dort das Wandeln Jesu auf dem See erzählt wird; wenn der Schullehrer darauf dringt, daß der Schüler seine Aufgabe auf morgen ausarbeite, der Pfarrer aber predigt: Sorget nicht für den kommenden Morgen.

Der Italiäner, der Franzose verliert sich leicht in äußerer Geschäftigkeit oder Redseligkeit: der Fehler des Deutschen ist der umgekehrte, nur schwer aus sich heraus, von Gedanken zum Wort, von Wort zur That zu kommen. Dafür ist er im vollsten Sinne bei sich, die sinnende, denkende, selbstbewußte Nation. In sofern widerstrebt es seiner Natur, in Betreff seiner menschlichen Pflichten

oder Aussichten an ein fremdes Wort, eine Autorität, gewiesen zu sein. Es wäre ein schlechter deutscher Katechet, der sich begnügte, das Gebot, Vater und Mutter zu ehren, nur auf Gottes Befehl und angehängte Verheißung zu begründen, der seine Heiligkeit nicht vielmehr aus dem Wesen dieses ersten menschlichen Verhältnisses abzuleiten wüßte.

Die Forderung also, das asiatische Princip unserer Religion mit dem griechisch=germanischen unserer Cultur in Uebereinstimmung zu bringen, ist Eins mit der anderen, die Regeln unseres Handelns und die Quellen unseres Wohlseins künftig nur in den Gesetzen unseres eigenen Wesens im Verhältniß zu denen der umgebenden Natur zu suchen. Der Mensch ist sich selbst der Nächste und Gewisseste: was er mithin als Gesetz seines eigenen Wesens erkennt, verbindlicher und köstlicher für ihn, als was man ihm als angeblichen Befehl oder Verheißung eines Gottes oder Gottessohnes berichtet. Versichere einem Communisten hoch und theuer, daß Gott selbst vom Sinai herab das Eigenthum sanctionirt und den Diebstahl verpönt habe: du wirst tauben Ohren predigen, bis du ihm verständlich beweisest, daß Eigenthum erwerben und geschützt wissen zu wollen, in der menschlichen Natur begründet sei. Es ist unglaublich, was man sich in diesem Punkte durch ungeprüfte Gewohnheitsmeinungen täuschen läßt. So gelten die künftigen Höllenstrafen als kräftiges und unersetz=

liches Abhaltungsmittel vom Bösen. Da jene Strafen während der Versuchung zum Bösen, überhaupt während dieses Lebens, noch nicht wirklich sind, so ist es nur ihre Vorstellung im Gemüth, und diese kann mehr oder minder lebhaft sein, in welchem letzteren Falle das Böse, trotz der entgegen stehenden Vorstellung, doch begangen wird. Aber zum gleichen Grade von Stärke, wie diese knechtische Vorstellung der Strafe, läßt sich doch gewiß auch die Vorstellung der menschlichen Würde, oder das Mitgefühl für unsersgleichen bringen, welche dann im Stande sein müssen, mindestens eben so viel Böses, und auf menschlichere, wahrere Weise, zu verhüten.

Man sagt freilich — und nicht mit Unrecht — die menschliche Natur sei ein unbestimmter Begriff, ein weiter Behälter, in welchem das Nidrigste mit dem Höchsten sich berge; durch ihre angeblichen Triebe und Bedürfnisse lasse das Schlechteste und Ungeheuerste sich beschönigen; sie zum Princip des menschlichen Handelns machen, hieße daher dieses der wechselnden Lust und blinden Willkür des Einzelnen anheim geben. Allein so schlecht und wirkungslos war die Schule des Christenthums doch noch nicht, daß in ihr die europäische Menschheit nicht gelernt haben sollte, ihre Vorstellungen von dem Wesen des Menschen zu vervollständigen und zu reinigen. Ueber tausend Jahre ist es, daß die abendländischen Völker in Christo (wenn

auch dem Inhalt nach einseitig und in der Form excentrisch) die Idee der Menschheit verehren: und davon sollte nichts in ihr Blut übergegangen sein? Wo einmal das Kreuz gestanden, da wird kein Phallusdienst mehr sich behaupten können? und obwohl, wo die christliche Religion durch europäische Cultur in ihre Gränzen zurückgeführt ist, auch die Maria semper virgo als falsches Ideal erscheinen muß, so wird doch auf der anderen Seite selbst der hohe Göttervater der Hellenen fortan für ein Urbild der Menschheit zu sinnlich sein. Nachdem im Alterthum die sinnlich-seelische, in der christlichen Zeit die geistig-gemüthliche Seite der Menschennatur nach allen Seiten hin in Thätigkeit gesetzt und zur Erscheinung gebracht worden ist, sollte doch wohl endlich eine so vollständige und sichere Erkenntniß derselben, des Umfangs und innern Verhältnisses ihrer Kräfte und Triebe, möglich sein, daß sich darnach das menschliche Leben einrichten ließe.

Diese Fortbildung des Christenthums zum reinen Humanismus, oder vielmehr die Herausbildung des letzteren aus dem gesammten Boden der modern-europäischen Cultur, in welchem das Chirstenthum nur einen Bestandtheil ausmacht, ist nun zugleich der einzige Weg, um über den Gegensatz im Katholicismus und Protestantismus hinaus zu kommen: es arbeitet also hierin der theologische Liberalismus dem politischen in die Hände, wel-

cher jene Spaltung, die er im Interesse des deuschen Vaterlandes beklagt, auf seinem Wege vergeblich auszugleichen sucht. Dessen ungeachtet nimmt der letztere keinen Anstand, den ersteren als Radicalismus, der alle häusliche und politische Moral zersetze, von sich zu weisen. Irgend ein Jenseits, irgend eine Autorität, meint der liberale Politiker, müsse immer noch stehen bleiben, um das Thier im Menschen daran zu ketten, und dadurch dem gemeinsamen Ruin der Familie wie des Staates vorzubeugen. Die Erkenntniß vom Wesen des Menschen scheint auch ihm dazu nicht hinreichend zu sein. So mangelhaft und unsicher, wie sie jetzt bei der überwiegenden Mehrzahl noch ist, zurückgedrängt und niedergehalten durch die für weit nothwendiger gehaltene Kenntniß der Geschichte des Volkes Israel, des Landes Kanaan u. dgl. — so freilich reicht sie zu jenem Zwecke nicht aus; aber gepflanzt im Jugendunterricht, gepflegt im Staatsleben, durch Kunst und Wissenschaft gefördert — wird die Erkenntniß dessen, was der Mensch ist, was ihm geziemt, was ihn glücklich oder unglücklich macht, was er zu tragen und wessen er sich zu getrösten hat, ein nicht verächtlicher Pilot durchs Leben und der des zu sich selbst gekommenen Menschen, des Deutschen, einzig würdige sein.

Halle, Druck von Otto Hendel.



